Selma Lagerlöf

DIE

PRINZESSIN VON BABYLONIEN

Erzählungen

Albert Langen München

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/diepringeffinvon0000celm

Die Prinzessin von Babylonien

Ein Verzeichnis von
Selma Lagerlöfs Werken
findet man am Schluß
dieſes Buches.

Selma Lagerlöf

Die Prinzessin von Babylonien

und andere Erzählungen

Einzige berechtigte Übersetzung
aus dem Schwedischen
von
Marie Franzos

1. bis 5. Tausend

Albert Langen, München
1922

Copyright 1922 by Albert Langen, Munich
Alle Rechte, einschließlich der Rechte der Übersetzung, Dramatisierung und Verfilmung vorbehalten.
Selma Lagerlöf Albert Langen

Inhalt

Seite

Die Prinzessin von Babylonien 7
Magister Frykstedt 14
Das Heinzelmännchen von Töreby 25
Der Totenschädel 42
Wie der Adjunkt die Pfarrerstochter freite 57
Zur Auswanderungsfrage 68
Der Sonnenfinsternistag 77
Die Legende des Luziatags 86
Der Artillerist 119

Stimmungen aus den Kriegsjahren

Rahels Weinen 127
Die verschollene Kirche 135
Der Nebel 141
Der kleine Matrose 153
Der Scheiterhaufen 162

In memoriam

Albert Theodor Gellerstedt 169
Die Himmelstreppe 198

Die Prinzessin von Babylonien

Es war an einem dunklen Winterabend in der kleinen Hütte Skrolycka. Kattrinna, die Bäuerin, saß da und spann, und die Katze lag auf ihrem Schoß und spann auch, so gut sie konnte. Der Mann, Jan Anderſſon, saß am Herde und wärmte sich mit dem Rükken gegen das Feuer. Er war den ganzen Tag in Erik Fallas Wald gewesen und hatte Holz gehackt, da konnte niemand von ihm verlangen, daß er jetzt, wo er daheim war, noch eine andere Arbeit vornehmen sollte. Nicht einmal Kattrinna hatte etwas dagegen einzuwenden, daß er jetzt nichts anderes tat, als mit ihrem kleinen Mädchen spielte und plauderte, das diesen Winter in sein fünftes Jahr ging.

Kattrinna saß in ihren eigenen Gedanken da und hörte nicht viel darauf, was der Mann und das Kind miteinander schwatzten. Aber auf *eines* hielt sie strenge. Sie konnte es nicht leiden, wenn Jan der Kleinen sagte, daß sie so schön und besonders sei, und das tat er gar zu gerne. Denn wenn Klara Gulla schon als kleines Kind eine hohe Meinung von sich selbst bekam, dann wußte ja Kattrinna, daß nie und

nimmer ein vernünftiges Frauenzimmer aus ihr werden konnte.

Jan trieb es zu arg, er kam auf alles Mögliche, was das Kind hoffärtig machen mußte. Aber an diesem Abend war Kattrinna ganz ruhig, denn nun saß er da und erzählte von Dingen, die sich früher einmal in der Welt zugetragen hatten, zu der Zeit, als die Erde erschaffen wurde und die Menschen sie zu erfüllen begannen. Er war gerade dabei, die alte Geschichte vom Turm zu Babel zu erzählen, und da konnte man ja hoffen, daß er keine Gelegenheit finden würde, mit seinen gewohnten Torheiten zu kommen.

„Ja, und da haben sie Lehm herbeigeschleppt," sagte Jan, „und sie haben Ziegel geschlagen, und Kalk haben sie gelöscht und ein Gerüst aufgerichtet, und mit jedem Tag ist der Turm höher geworden.

Sie haben schon gewußt, daß es unserem Herrgott nicht recht ist, wenn sie den Turm bauen, aber danach haben sie nicht viel gefragt. Denn sie hatten sich's einmal vorgenommen, sie wollten bis zum Himmel hinauf, um zu sehen, wie's dort ausschaut.

‚Hört einmal, ihr guten Leute,' hat da der liebe Gott gesagt, ‚jetzt sag' ich's euch aber zum letztenmal: wenn ihr nicht gleich von hier weggeht und mit der Bauerei aufhört, dann kann ich mir nicht helfen, ich muß ein Unglück über euch kommen lassen. Und das wird ein solches Unglück sein, das ihr nie loswerdet, und niemand kann euch dagegen helfen.'

Aber die Menschen, die haben sich gedacht, ach was, unser Herrgott wird schon langmütig sein, wie gewöhnlich. Und sie haben weiter an ihrem Turm gebaut, und jeden Tag sind sie ein Stückel höher gekommen.

Da ist aber unser Herrgott hergegangen und hat ihre Sprache ganz durcheinandergebracht. Siehst, bis zu dem Tag haben sie so gesprochen, daß eins das andere verstanden hat, aber jetzt war's damit aus.

Wenn die Maurermeister jetzt sagen wollten: ‚Gib mir Lehm!' Dann haben sie anstatt dessen gesagt: ‚Fitzliputzli Fitzliputzli.' Und wenn die Lehrlinge haben fragen wollen, was sie denn meinen, da haben sie gesagt: ‚Erbe, derbe, mirbe, marbe.' Na, da kann man sich nicht wundern, daß sie sich nicht verstanden haben.

Die Meister, die haben geglaubt, die Lehrlinge wollen sie zum Narren halten. Aber wenn sie sagen wollten: sprecht doch ordentlich, dann haben sie gesagt: ‚Ullen dullen dorf!' Na, und wenn die Lehrlinge fragen wollten, warum sie ein so böses Gesicht machen, da haben sie nichts anderes herausgebracht als: ‚Abrakadabra?'

Und da sind sie alle miteinander zornig geworden und sind sich in die Haare gefahren und haben zu raufen angefangen.

Na, und von dem Tag an war's aus mit der Freundschaft zwischen den Menschen, und niemand hat mehr daran gedacht, weiter an dem Turm zu

bauen, sondern ein jedes ist für sich gegangen."

Als Jan in seiner Erzählung so weit gekommen war, schielte er zu Kattrinna hinüber. Der Spinnrocken stand stille, und es sah beinahe aus, als seien Frau und Katze eingeschlummert. Da nahm Jan seine Erzählung wieder auf. Er senkte die Stimme nur ein wenig.

„Aber unter all den anderen dort in Babylon, die an dem Turm gebaut hatten, war auch ein König und eine Königin, und die hatten eine kleine Prinzessin. Und auf einmal fängt auch dieses kleine Mädel an, so närrisch zu sprechen, daß ihre Eltern und alle anderen Leute nicht ein einziges Wort verstanden haben.

Da wollt' der König und die Königin sie nicht mehr auf ihrem Schloß behalten, sie haben sie fortgejagt, und sie mußt' ganz mutterseelenallein in die große, weite Welt hinaus.

Da war sie natürlich ganz verzagt. Sie hat ja nicht gewußt, wem sie da unterwegs begegnen kann. Für einen Bären oder einen Wolf war es ja ein Kinderspiel, so eine kleine Prinzessin aufzufressen, wenn sie ihm in den Weg lief.

Aber so zart und fein sie auch war, so hat ihr doch niemand was zu Leid getan.

Nein, im Gegenteil, alle, denen sie begegnet ist, sind freundlich auf sie zugegangen und haben ihr die Hand gegeben und gefragt, wo sie denn hin will. Aber was sie zur Antwort gegeben hat, davon haben sie kein

Wort verstanden, na, und da haben sie sich nicht weiter um sie gekümmert.

So lieb und fein wie sie war, braucht' sie nur in die Schlösser und Burgen hinaufzukommen, da haben sie die Türen sperrangelweit aufgerissen und sie hineingehen lassen. Aber wenn sie den Mund aufgemacht und man ihre närrische Sprache gehört hat, da hat sie gleich wieder fortmüssen.

Na, und endlich, da war sie schon durch alle Königreiche gewandert, die's gibt, da kommt sie eines Abends spät in einen großmächtigen Wald, und als sie durch den Wald gegangen ist, da sieht sie eine kleine Hütte, die war so niedrig, daß sie grad noch durch die Tür durchkonnt', und da geht sie hinein und sagt ‚Grüß Gott'.

Da drinnen sitzt die Bäuerin und spinnt, und der Bauer sitzt am Herd und wärmt sich. Und wie sie sehen, daß ein Fremdes zur Tür hereinkommt, so sagen sie auch: ‚Grüß Gott'.

Da hat die kleine Prinzessin eine schreckliche Freude gehabt, denn da in der Hütte haben sie akkurat so gesprochen, daß sie sie verstehen konnt'. Aber sie war sehr vorsichtig, sie hat ihnen nicht gleich alles erklären wollen.

‚Wie heißt denn diese Hütte?' hat sie gefragt, um sie auf die Probe zu stellen.

‚Die heißt Skrolycka,' haben sie gleich geantwortet, und da hat sie schon gemerkt, daß sie sie verstanden haben.

Und da war sie ganz wild vor lauter Freude, aber sie hat gemeint, es ist doch besser, wenn sie sie noch einmal auf die Probe stellt.

‚Wie heißt denn die Sprache, die ihr hier im Haus sprecht?‘ hat sie gesagt.

‚Das ist die värmländische Sprache,‘ haben die Leute in der Hütte gesagt.

Und da ist die kleine Prinzessin zu ihnen hingegangen und hat sie gebeten, daß sie bei ihnen bleiben darf, denn hier wär' der einzige Ort auf der Welt, wo sie verstehen konnten, was sie geredet hat.

Aber wie sie zum Feuer hingekommen ist, da haben die Leute ja gesehen, daß sie eine kleine Prinzessin von Babylonien ist. Und da haben sie ihr gesagt, daß sie fehlgegangen sein muß. Und sie haben ihr gesagt, es könnt' ihr unmöglich bei ihnen gefallen. Die värmländische Sprache, die wär' ja überall, in jedem Haus, in der ganzen Gegend hier herum bekannt, haben sie gesagt, sie könnt' überall hingehen, wo es ihr beliebt.

Aber die kleine Prinzessin, die hat auf diesem Ohr nicht gehört. ‚Nein,‘ hat sie gesagt, ‚ich merk' schon, daß ich recht gegangen bin. Und hier will ich bleiben. Denn hier hat man eine Freude und einen Nutzen von mir.‘“

Die kleine Klara Gulla war ganz still auf Jans Schoß gesessen und hatte gelauscht, und ihre Augen waren vor Staunen immer runder und runder geworden. Aber als jetzt Jan zu erzählen aufhörte, saß sie zuerst ganz stumm da, dann drehte und wendete

sie das Köpfchen und guckte sich alles in der Stube an, so, als hätte sie es noch nie gesehen.

„Ja, jetzt kann's ja noch so bleiben, wie's ist, eine Zeitlang," sagte sie endlich. „Aber bis ich einmal groß bin, dann geh' ich schon wieder dorthin zurück, wo ich her bin."

Jan machte ein langes Gesicht. Und das Schlimmste war, daß Kattrinna jetzt wach war und den Schluß des Gesprächs gehört hatte.

„Ja, siehst du, das hast du davon, daß du dem Mädel immer einreden willst, daß sie gar so was Feines und Besonderes ist!" sagte sie.

Magister Fryksted

Meine alte Tante Nanna Lagerlöf, die mit dem Propst in Karlskoga, Tullius Hammargren verheiratet war, war keine Bewundererin von Gösta Berling. „Das Leben war damals gar nicht so," sagte sie zu mir, kurz nachdem das Buch erschienen war. „Weder Männer noch Frauen sind richtig gezeichnet." Sie schien beinahe geneigt, zu glauben, daß das Buch Schmach über die alten Värmländer und ihr Land bringen würde.

Das war ein hartes Urteil, und ich muß gestehen, daß ich nicht erwartet hatte, es von dieser Seite zu hören. Die Propstin von Karlskoga war selbst eine begeisterte Erzählerin der alten Värmländer Historien, und ich weiß, daß nicht nur einige ihrer besten Mären, sondern vor allem viel von ihrer besonderen Anschauung der Menschen früherer Zeiten in meinem Buch wieder auflebte.

Da sie nichts Gutes über das Buch zu sagen hatte, vermied sie es zumeist darüber zu sprechen, wenn ich auf meinem gewöhnlichen Sommerbesuch im Pfarrhof weilte. Einmal kam es ihr jedoch in den Sinn zu

fragen, wen ich mir als Vorbild für Gösta Berling gedacht hatte.

Ich antwortete ihr, mein Held sei ein Pfarrerssohn aus Sunne, von dem ich meinen Vater erzählen gehört. Der war so, daß Freude bei jedem Gastmahl herrschte, sowie er sich nur zeigte, und das allererbärmlichste Klavier klang stark und voll, sowie er nur die Tasten berührte.

Die alte Propstin wußte sofort, wen ich meinte.

„Ach so, Kalle Fryksted," sagte sie. „Ich habe mich eben gefragt, ob du nicht an ihn gedacht hast."

Ich wagte nicht zu fragen, ob er recht geschildert war. Vielmehr bat ich meine Tante, mir zu sagen, ob sie in ihrer Jugend viel mit ihm zusammengewesen sei. Ihr Kindheitsheim in Marbacka lag ja nur eine Meile vom Pfarrhof Sunne entfernt, und meine Tante hatte dort viele große Gesellschaften mitgemacht.

Nein, in seinem Elternhause hatte sie ihn nicht gesehen. Er war ja um vieles älter gewesen als sie. Aber nach ihrer Verheiratung hatte sie ihn ein paarmal in Karlstad getroffen.

„Da war er vielleicht schon herabgekommen?" fiel ich ein.

„Kalle Fryksted!" rief die Propstin mit scharfer Betonung. Und sie sah mich erstaunt an, als könnte sie gar nicht verstehen, was ich meinte.

Es verhielt sich mit meiner Tante so, daß sie mit einem eigenen Zauberkreis um sich durch die Welt

gegangen war. Schön, gewinnend und reich begabt, wie sie es gewesen und noch immer war, hatten alle, die sie getroffen, sich ihr von der besten Seite zeigen wollen, und zum Dank dafür blieb sie ihnen treu und sah sie für allezeit edel, gut und geistvoll vor sich. Sie war durchaus kein unerfahrenes Kind, sie wußte, wie niedrig und töricht die Menschen sich gewöhnlich betragen, aber sie hielt diese Erkenntnis stolz von sich ab, und dasselbe verlangte sie von allen, die in ihre Nähe kamen.

Eine Weile saß sie stumm da, und das Strickzeug ruhte in ihrem Schoß. Aber bald sah sie mit einem feinen Lächeln auf. „Warte, jetzt sollst du hören, wie Kalle Fryksted war," sagte sie, und ich begriff, daß sie mir nun zeigen wollte, wie falsch ich meine Värmländer geschildert hatte.

„Es war zu der Zeit, als ich neuvermählt war," begann sie, und nun wußte ich, daß ich etwas richtig Schönes zu hören bekommen würde. Meine Tante hatte keine reizenderen Geschichten als die, die in der Zeit spielten, wo ihr Mann als junger Magister in der Knabenschule in Åmål angestellt war und sie so verwunderlich wenig zum Leben hatten. Nie vergesse ich eine Geschichte von einer Packkiste, die ihr erstes Salonsofa wurde. Sie konnte so schön und drollig von dieser Packkiste erzählen, daß ich seither nie eine große Holzkiste sehen konnte, ohne daß mich Lachen und Weinen zugleich ankam.

Nun erzählte sie, wie ihr Mann, als sie ein Jahr

verheiratet waren, den Entschluß faßte, das Pastorexamen abzulegen. Den Magistergrad hatte er schon in Upsala erworben, aber es war zu jener Zeit gebräuchlich, daß die Schullehrer auch Geistliche waren.

„Mußte er da wieder nach Upsala zurückfahren?" fragte ich.

„Nein, nur nach Karlstad," erklärte meine Tante. „Man konnte das Pastorexamen vor dem Domkapitel in Karlstad ablegen."

Tante Nanna und ihr Mann verließen also ihr kleines Heim in Åmål und zogen nach Karlstad, wo sie blieben, so lange die Studien für das Pastorexamen dauerten. Und die ganze Zeit über mußten sie von geborgtem Gelde leben. „Nein, daß ihr euch in ein solches Abenteuer gewagt habt!" sagte ich. — „Es mußte sein," sagte meine Tante, und man hörte es ihr an der Stimme an, wie ängstlich sie gewesen war, als sie dieses kühne Unternehmen begonnen.

„Aber nun wollte ich ja nicht von uns sprechen," fuhr sie fort, „sondern von Kalle Fryksted. Er war auch unter denen, die das Pastorexamen machen sollten, und er wohnte auch in Karlstad und studierte da, so wie Hammargren. Die letzten Jahre war er als Hofmeister von einem Ort zum anderen herumgezogen, aber nun hatten ihn ein paar Freunde überredet, dieses Examen zu machen, damit er doch einmal einen anständigen Lebensunterhalt hatte."

„Und als du ihn trafst, Tante, da warst du wohl ganz entzückt von ihm, wie alle anderen?" — „An-

fangs hatte ich eigentlich eher Angst vor ihm, denn er war fast nie nüchtern." — „Ah!" sagte ich und war ganz betroffen. „Aber ich glaubte doch . . ." — „Du fragtest, ob er herabgekommen war," sagte meine Tante. „Aber er hatte so große Kenntnisse und so viel Geist, daß die Herren des Domkapitels förmlich Angst vor ihm hatten, als sie ihn prüfen sollten. Aber getrunken, das hat er ja. Hammargren und die andern pflegten ihm am Abend vor einem Kolloquium die Schuhe wegzunehmen, denn sonst konnten sie sicher sein, daß er die ganze Nacht im Wirtshaus saß und am nächsten Morgen nicht auf den Füßen stehen konnte."

Als ich dies hörte, schien es mir doch, daß es besser zu meiner Schilderung der Gösta Berling-Gestalt paßte, als ich erwartet hatte, aber ich hütete mich wohl, eine derartige Bemerkung zu machen.

„Kam es denn überhaupt dazu, daß er sein Examen machte?" fragte ich.

„Doch, er machte es zugleich mit Hammargren, und zwar mit bestem Erfolg. Obwohl ich sagen muß, es wäre mir lieber gewesen, wenn er es nicht bestanden hätte," fügte sie hinzu.

Es ging mir durch den Sinn, daß meine Tante gemerkt hatte, daß Kalle Fryksted nicht für den priesterlichen Beruf paßte, aber das hätte sie nie zugegeben. Es durfte nichts Tadelnswertes an den Gebräuchen und Einrichtungen der alten Zeit geben, und sie tat so, als sei es ganz in Ordnung, daß Kalle

Frykstedt die Priesterweihe erhielt und eine Gemeinde in seine Hut gegeben wurde.

Nein, aus einem ganz anderen Grunde hätte sie gewünscht, daß er durchgefallen wäre. Sie und ihr Mann hielten sich für verpflichtet, am Examenstage für den Bischof, das Domkapitel und die Prüfungskameraden eine Mittagstafel zu geben. Und meine Tante wollte Kalle Frykstedt nicht bei dem Feste haben, weil sie überzeugt war, daß er sich betrinken und die ganze Gemütlichkeit stören würde; aber nun, da er sein Examen bestanden, war es unvermeidlich, ihn einzuladen.

Mit nicht sehr freudigen Gefühlen traf meine Tante ihre Vorbereitungen für diese Mittagstafel. Sie und ihr Mann hatten eine kleine Wohnung gemietet, Schlafraum und Speisezimmer im ersten Stock, während die kleine Küche und das Arbeitszimmer des Mannes im Erdgeschoß lagen. Man mußte ihr recht geben, das war kein passender Schauplatz für ein Bischofsdiner. Das Essen war nicht schwer zu beschaffen, das meiste schickte ihr ihre Mutter aus Marbacka. Aber Porzellan, Glas und Silber hatte sie nicht genug für so viele Gäste, so mußte sie sich das Fehlende bei Freunden und Bekannten ausleihen.

Die schwerste Sorge war aber doch, daß sie nicht darum herum konnte, Kalle Frykstedt zu bitten.

Die Mittagstafel fand also statt. Der Bischof kam mit dem ganzen Domkapitel, die Prüfungskameraden fanden sich ein, und auch Magister Frykstedt blieb

2*

nicht aus. Und wunderbarerweise wurde diese Mittagsgesellschaft der allergrößte gesellschaftliche Erfolg, den meine Tante je erlebt hatte.

Ich dachte daran, welch einnehmende, unterhaltende Hausfrau meine Tante noch in ihren alten Tagen sein konnte. Zu jener Zeit, als sie noch Schönheit und jugendlichen Frohsinn besaß, mußte sie ja unwiderstehlich gewesen sein. Und ich fragte ganz still, ob es nicht ihr Verdienst gewesen sei, daß das Fest so vortrefflich gelungen war.

Aber das verneinte sie auf das Bestimmteste. Es war nicht ihr Verdienst, sondern das Magister Frykstedts.

Erstens einmal war er so schön gewesen, mit den tiefen, melancholischen Augen und dem reichen, welligen Haar. Es war etwas Hochgestimmtes und Strahlendes um ihn gewesen. Die Freude, die er darüber empfand, daß es ihm gelungen war, eine neue Lebensbahn einzuschlagen, hatte ihn mit schönem, ernstem Enthusiasmus erfüllt.

Nie hatte sich meine Tante gedacht, daß ein Mensch einer so starken Inspiration mächtig sein könnte. Er hielt eine Rede nach der anderen, und das waren keine gewöhnlichen Tischreden, sondern sie waren voll von den tiefsten Gedanken. Alles, was er bei dieser Mittagstafel vorbrachte, war so interessant, daß alle nur ihm lauschen wollten. Er wurde der Mittelpunkt aller Gespräche, und er entführte die Anwesenden in neue unbekannte Welten. Aber obgleich man von den

edlen und kühnen Ideen, die er hinwarf, tief ergriffen war, fanden doch alle, daß er selbst das größte Wunder war. Man genoß das erhebende Schauspiel, den Genius in einer Menschenseele lodern und leuchten zu sehen.

Unter den Eingeladenen befanden sich viele hervorragende Persönlichkeiten. Bischof Agardh war selbst ein hoher Geist, der Hausherr, sowie mehrere der Gäste waren begabte, gelehrte Männer. Sie wurden von Kalle Frykstedt mitgerissen, sie erhoben sich alle über ihre grauen Alltagsgedanken und taten beredte, tiefsinnige Aussprüche. Aber keiner war doch wie er.

Solange Magister Frykstedt am Mittagstisch saß, berührte er kaum den Wein, und überhaupt wurde an dieser Tafel Speise und Trank nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt. Aber die Eingeladenen blieben doch Stunde um Stunde bei Tische sitzen. Endlich erhob sich der Bischof und nahm Abschied, indem er den jungen Gastgebern für das angenehmste Festmahl dankte, das er noch in seiner Bischofstadt miterlebt hatte. Zugleich mit dem Bischof entfernten sich mehrere der älteren Herren, und auch die Hausfrau zog sich zurück.

Aber einige von den Gästen konnten sich nicht entschließen, zu Bette zu gehen. Sie trugen Flaschen und Gläser in das Arbeitszimmer im Erdgeschoß, und da setzten sie das Fest bis zum lichten Tage fort.

Magister Frykstedt hielt die ganze Zeit herrliche Reden, aber nun begann er auch zu trinken. Gegen

Morgen stand er, an den Tisch gelehnt, auf dem die Trinkwaren standen, und redete. Ganz plötzlich schwankte er, fiel zu Boden und riß das Tischtuch und alles, was an Flaschen und Gläsern darauf stand im Fall mit.

Als meine Tante am nächsten Morgen erwachte, hatte sie noch kaum recht an den gestrigen Tag zurückdenken und sich daran freuen können, daß alles so gut gegangen war, als sie auch schon erfuhr, daß eine Anzahl Gläser und Karaffen zerschlagen waren. Man kann sich ihre Bestürzung und Kränkung denken. Es wäre schon unangenehm gewesen, wenn das Zerstörte ihr gehört hätte, aber nun war ja fast alles geborgt. Unter dem Zerschlagenen befanden sich kostbare alte Erbstücke, die zu ersetzen nicht im Bereich der Möglichkeit lag. Meine Tante weinte, wenn sie an all die Ausgaben dachte, denen sie sich unterziehen mußten, um den Schaden gutzumachen, all die Entschuldigungen, die sie vorbringen mußte, und all den Ärger den sie ihren Freunden bereitete, weil sie ihr Eigentum nicht besser in acht genommen.

Im Laufe des Vormittags kam Magister Frykstedt zu Besuch. Meine Tante wischte sich die Tränen aus den Augen und empfing ihn ganz wie immer. Er war jetzt nüchtern und ruhig, dankte für den angenehmen Abend und blieb dann noch ein Weilchen sitzen und plauderte über alltägliche Dinge. Aber es war eine gewisse Unruhe über ihm. Er sah meine Tante forschend an. Er schien auf irgendeinen Ausbruch des

Zorns oder der Bitterkeit zu warten. Endlich machte er einen Versuch, sich zu entschuldigen.

„Ich entsinne mich nicht recht...“ sagte er und strich sich mit der Hand über die Stirn. „Es schwebt mir etwas dunkel vor... ich werde mich doch hoffentlich gestern nicht schlecht benommen haben?“

„Nein,“ sagte meine Tante, und ich kann mir vorstellen, wie sie ihn dabei mit ihrem bezauberndsten Lächeln ansah, „Sie haben sich gewiß nicht schlecht benommen, Magister Frykstedt. Sie waren derjenige, der uns alle unterhalten — ja, das ist viel zu wenig gesagt — uns alle hingerissen hat.“

Er sah sie staunend an. Ihre Antwort hatte ihn nicht ganz beruhigt. „Ich möchte um Entschuldigung bitten, wenn vielleicht doch irgend etwas...“

„Sie haben sich durchaus nicht zu entschuldigen, Herr Magister,“ sagte meine Tante mit entschiedener Stimme.

Ich begriff so gut, warum sie so geantwortet hatte. Der Mann, der vor ihr stand, hatte ihr Verdruß und große Kosten verursacht, aber sie hatte ihn als einen hochfliegenden Genius kennen gelernt, und sie konnte es nicht über sich bringen, zu gestehen, daß sie um seine Erniedrigung wußte.

„Ach, was bin ich froh,“ hatte der Arme da gerufen. „Ach, was bin ich froh!“ Er hatte die Hand meiner Tante geküßt wie ein Bettler, der ein Gnadengeschenk bekommen hat. Dann hatte er sich emporgerichtet und

war strahlend und geistsprühend gewesen wie am vorhergehenden Tage.

Auch ich küßte meiner Tante die Hand, und es wurde mir schwer, die Tränen zurückzudrängen. Sie hatte immer etwas an sich, das zugleich bezaubernd und rührend war. Es ruhte Poesie über ihrem ganzen Wesen. Die Poesie der Menschen der alten Zeit.

Ich verstand wohl, was sie mich hatte lehren wollen, aber während ich mir der Lektion bewußt war, stieg ein großer Jubel in mir auf.

„Frauen vergangener Zeiten und Männer vergangener Zeiten," dachte ich, „ihr mögt es selbst leugnen, ihr wart doch so, wie ich euch vor mir gesehen, in einem langen Traum."

Das Heinzelmännchen von Töreby

Ich weiß noch, wie ich einmal als Kind an einem alten Hof vorüberfuhr, von dem man wußte, daß es da ein Heinzelmännchen gab. Dieser Hof lag sehr einsam und unschön an einem flachen Seeufer. Es war kein Garten um das hohe, weiße Wohnhaus, nur ein paar verkrümmte Bäume standen da. Es war der reizloseste Ort, den ich je gesehen. Aber es schien ein reicher Hof zu sein. Die Wirtschaftsgebäude waren wohlgebaut und von großem Zuschnitt, und auf den Feldern stand die Saat so üppig, daß ich mich noch heute dessen entsinne.

Das merkwürdigste war, die Ordnung zu sehen, die überall herrschte. Ich erinnere mich, daß wir ganz langsam vorbeifuhren, um zu sehen, wie gut die Gräben gezogen waren, wie schnurgerade die Wege liefen und wie fest die Brücken gebaut waren. Wir betrachteten die niedlichen, bemalten Boote, die sich am Strande schaukelten, und eine unermeßlich lange Waschbrücke, die gerade hinaus in den See lief. „Wahrscheinlich will das Heinzelmännchen, daß sie ihre Wäsche in richtig tiefem Wasser spülen, nicht in dem seichten Strandwasser," sagten wir.

Denn niemand zweifelte daran, daß alles auf diesem Hofe des Heinzelmännchens wegen so war, und daß die Leute, die dort wohnten, an es glaubten. Aus Angst vor dem Heinzelmännchen durfte kein Strohhalm, kein Span auf dem Hofplatz herumliegen, darum war der Viehstall geputzt wie eine gute Stube, und die Felder waren wie Gartenbeete.

Dieses Heinzelmännchen hatte es zu allen Zeiten auf dem Hofe gegeben, und aus allen Zeiten erzählte man sich Geschichten von ihm. Hier will ich eine berichten, die sich vor etwa zweihundert Jahren zugetragen haben mag.

Es war in einer dunklen Herbstnacht, der Regen goß über die grauen Klotzwände, denn damals war der Herrenhof weder bretterverkleidet noch getüncht, und der Sturm peitschte alle Zweige des hohen Holzapfelbaums, der am Giebel stand, gegen den Dachfirst.

Mitten im ärgsten Unwetter kam eine Eule geflogen. Sie hatte ihr Nest oben im Dachstuhl, auf einem der großen Böden und pflegte durch ein kleines Loch dicht unter der Dachrinne dort hineinzufliegen. Aber bevor sie noch die Luke finden konnte, packte sie der Wind, blähte ihr dichtes Federkleid auf, so daß sie wie ein runder Ball aussah, und schleuderte sie ein paarmal gegen die Wand. Da gab der Vogel jeden weiteren Versuch auf, hereinzukommen. Anstatt dessen setzte er sich auf den Holzapfelbaum und schrie die ganze Nacht hindurch.

Drinnen im Hause war es ganz stumm und still,

aber aus dem Lichtschein, der durch die Spalten der Fensterläden rieselte, merkte man, daß die Hausbewohner noch nicht zu Bett gegangen waren. Hin und wieder hörte man Lärmen und lautes Lachen, gleich darauf wurde es wieder totenstill.

Gegen elf Uhr nachts kam die alte Haushälterin des Gutshofs in den Flur hinaus, sie war völlig angekleidet und trug ihre schweren Schlüssel an der Seite, von denen sie sich weder Tag noch Nacht trennen konnte. Die schwere Türe war mit vier verschiedenen Schlössern versperrt, und es dauerte geraume Zeit, bis die alte Frau sie öffnen konnte. Sowie sie einen Spalt aufgebracht hatte, war der Wind schon zur Stelle, schwang sie sperrangelweit auf, warf der Haushälterin einen ganzen Regenschauer ins Gesicht und wirbelte unter den Strohmatten des Hausflurs herum, so daß sie sich krümmten wie die Schlangen.

Die alte Frau schloß die Tür hinter sich zu und wanderte in die Nacht hinaus. Sie ging sehr rasch, wie von einer großen Angst gejagt, und murmelte unaufhörlich: „„Der Herr bewahre uns! Der Herr bewahre uns!"

Sie leuchtete sich mit einer Hornlaterne, aber sie war so ganz davon hingenommen an das zu denken, was sie erschreckte und ängstigte, daß sie sich das Licht gar nicht zunutze machte, sondern in Wasserpfützen hineintrat, die sie leicht hätte vermeiden können. Einmal ums andere kam sie in der Verwirrung von dem ausgetretenen Pfad ab, geriet auf den Graswall hin-

auf und blieb an einer Dornenhecke hängen, die ihr ein Stück aus dem Kleide riß. All dies schien sie gar nicht zu merken. Sie setzte ihre Wanderung unverdrossen fort, indem sie ihr: „Der Herr bewahre uns! Der Herr bewahre uns!“ murmelte.

Endlich kam sie zu dem Stallgebäude. Sie stieg die Bodentreppe hinauf, die klein und schmal war und sich an der Außenseite des Hauses entlang schlängelte, und blieb vor dem Türchen zum Heuboden stehen.

Hinter dem Türchen schimmerte ein Lichtschein, und als die Haushälterin sich vorbeugte, konnte sie in ein kleines Stübchen sehen, dessen Wände mit Pferdegeschirr, Zügeln, Sätteln und Riemen behangen waren. Eigentlich war es gar keine Stube, sondern nur eine Abteilung des Heubodens. Das Heu quoll durch die undichten Bretterwände herein, und mitten auf dem Boden war eine große Klappe, durch die man in den Stall hinunterklettern konnte. Auf einem Bett in der Ecke der Kammer saß der alte Gutskutscher. Der leuchtete sich mit einem Kienspan und las in Gottes Wort. Er saß da, als hätte er nicht die Ruhe gehabt, sich bei diesem schweren Unwetter niederzulegen. Jeden Augenblick hob er den Kopf vom Buche und lauschte dem Sturm, dem Regen und dem Eulenschrei.

Die Haushälterin pochte an, und der Kutscher kam und öffnete. Er begann sich sogleich zu entschuldigen, daß er bei offenem Licht dort auf dem Boden saß. Er schien zu glauben, daß sie eigens in die Nacht hinausgegangen war, um ihn zu ermahnen, achtsam mit

dem Feuer zu sein. „Ich weiß schon, daß es gefährlich ist", sagte er, aber ich meinte, es täte not, daß jemand in dieser Nacht in Gottes Wort liest."

Die alte Frau gab darauf keine Antwort. Sie setzte sich auf eine Kiste, die voll Lederstücke und altem Eisen war. Ihr lag noch ein solcher Schrecken in den Gliedern, daß sie nicht bei voller Besinnung war, die Hände zerrten an der Schürze, und die Lippen regten sich zu einem unverständlichen Gemurmel.

Der Kutscher saß da und sah sie an, bis der Schrekken, der auf ihr lastete, sich auch ihm mitteilte. Seine alten matten Hände und seine zahnlosen Kinnladen begannen zu zittern.

„Ist dir der Altvater begegnet?" fragte er flüsternd.

Altvater, das war das Heinzelmännchen. Man kannte ihn dort auf dem Hof unter keinem anderen Namen.

„Nein," sagte die Haushälterin, „und vor dem Altvater würde ich mich wohl auch nicht fürchten. Er will uns nur wohl."

„Dessen sollst du nicht so sicher sein," sagte der Kutscher. „Er ist ein gar gestrenger Herr, und in letzter Zeit haben sich wohl allerhand Dinge auf dem Hofe zugetragen, mit denen er nicht einverstanden war."

„Wenn er so streng wäre, wie du glaubst, würde er den Rittmeister wohl nicht so hausen lassen, wie er es tut."

Der Kutscher suchte sie zu beschwichtigen: „Du darfst doch nicht vergessen, daß du vom Herrn sprichst."

„Ich kann darum doch nicht die Augen davor verschließen, daß er sich selbst und den Hof zugrunde richtet", klagte sie.

„Der Herr Rittmeister ist nun einmal der Herr im Hause. Wir sind nur seine armen Diener," wiederholte der Kutscher mit wichtiger Stimme. Aber plötzlich schlug die Stimme um, und er fragte in äußerster Angst: „Hat er nun wieder eine neue Tollheit ausgeheckt?"

„Ich habe den ganzen Abend an der Speisesaaltür gestanden und gehört, wie er all sein Geld verspielt hat," sagte die Haushälterin und wiegte sich mit dem Oberkörper hin und her, wie sie da saß. „Als das Geld zu Ende ging, verspielte er Pferde und Kühe. Als es mit den Tieren zu Ende ging, begann er um den Hof zu spielen. Er setzt Kate um Kate, Wald um Wald, Weide um Weide, Acker um Acker und verliert alles miteinander."

Der Kutscher hatte sich, als er dies hörte, halb von seinem Platz erhoben, so, als wollte er forteilen und all dies Unheil verhindern. Aber dann setzte er sich in einem Gefühl der Ohnmacht wieder hin. „Der Rittmeister ist der Herr," sagte er. „Er kann mit dem, was sein ist, tun, was er will. Aber ich verstehe nicht, daß der Altvater sich nicht ins Spiel mischt."

„Er hält sich ja immer hier im Stalle auf, er weiß

wohl nicht, was sich drinnen bei uns zuträgt," sagte die Haushälterin.

Lange blieb es auf dem Dachboden still. Endlich sagte der Kutscher: „Wer ist's denn, der heute nacht mit ihm spielt?"

„Es ist der Hauptmann Duwe, er, der gewinnt, wie er nur die Würfel anrührt.

„Der Kerl ist ebenso arm an Geld und Gut wie an Herz und Gemüt," sagte der Kutscher nachdenklich. „Von ihm hat der Herr Rittmeister keine Barmherzigkeit zu erwarten."

„Bald gehört ihm ganz Töreby," sagte die Haushälterin.

Der Kutscher griff zur Bibel, wandte sich seitwärts, um ins rechte Licht zu kommen, und begann zu lesen.

„Ich glaubte, ich müßte den Verstand verlieren, wie ich so dastand und ihnen zuhörte," sagte die Haushälterin, „so unheimlich war es. Anfangs waren sie lustig, und unser gnädiger Herr lachte über alles, was er verspielte. Aber jetzt sind sie ganz still, nur wenn unser Rittmeister einen neuen Acker verloren hat, dann flucht er, und der andere lacht."

Der alte Kutscher murmelte in sich hinein und las, aber er sprach keine Bibelworte aus. Über seine zitternden Lippen kam nichts anderes als dies: „Kate um Kate, Wald um Wald, Weide um Weide, Acker um Acker."

„Was hilft es, daß du liesest?", sagte die Haushälterin. „Wenn du ein ganzer Kerl wärest, so gingest

du hinein und brächtest ihn im guten oder bösen dazu, aufzuhören, bevor er noch den ganzen Hof verspielt hat."

„Ich habe lang genug in diesem Hause gedient, damit ich weiß, wie leicht es ist, einen Silfverbrandt dazu zu bringen, mit etwas aufzuhören, wenn er einmal im Zuge ist. Geradeso gut könnte ich versuchen, die Toten aufzuwecken."

„Ja, dies müßte auch genug sein, um seine Eltern aus dem Grabe zu wecken," sagte die Haushälterin.

Der Kutscher schlug das Buch zu. „Das ist das schlimmste an der ganzen Sache, daß er nicht einsieht, daß es nicht angeht, auf diesem Hofe ein solches Leben zu führen. Ich weiß noch, wie oft ich zu seinem seligen Vater sagte: ‚Gebt Töreby nicht Herrn Henrik,' sagte ich, ‚er kann nie ein Herr nach Altvaters Sinn werden. Gebt es seinem Bruder, der ist gesetzt und ernst, und laßt Herrn Henrik einen Hof, der keine solche Verantwortung auferlegt.'"

„Ja, jetzt fällt Töreby weder an Herrn Henrik noch an Herrn August. Jetzt kommt es an diesen Hauptmann Duwe, bis er es wieder an einen anderen verspielt."

Der Kutscher erhob sich entschlossen. Er knöpfte seine Jacke zu und nahm den Kienspan aus dem Halter. Man sah deutlich, daß es seine Absicht war, zu gehen und zu versuchen, mit seinem Herrn zu sprechen.

Aber als er den Kienspan hob, hielt er ihn so, daß ein Lichtschein auf die viereckige Öffnung im Bo-

den fiel, durch die er in den Stall hinunter zu klettern pflegte. Und nun sahen beide, der Kutscher wie die Haushälterin, daß auf der Leiter, die durch das Loch hervorragte, ein Heinzelmännchen stand. Es stand auf der obersten Staffel, klein und grau war es und trug Kniehosen und eine graue Jacke mit Silberknöpfen. Es lauschte mit solcher Bestürzung und Verblüffung, daß es aussah, als sei es völlig versteinert.

Kutscher und Haushälterin wandten sofort den Blick ab. Keines von ihnen verriet auch nur durch eine Miene, daß sie das Heinzelmännchen gesehen hatten.

„Ja, nun glaub' ich, ist's das beste, wenn wir alten Leute gehen und uns niederlegen," sagte der Kutscher in einem Ton, den er unbefangen zu machen suchte. „Du weißt, in diesem Hofe braucht man nachts nicht aufzubleiben, auch wenn ein Unglück zu erwarten wäre. Hier ist jemand, der wacht."

„Ja, du hast recht. Hier ist einer, der wacht," sagte die Haushälterin unterwürfig. Ohne ein weiteres Wort nahm sie die Laterne vom Boden auf, kroch durch die Luke hinaus und verschwand über die Bodentreppe.

Als die alte Frau ins Haus zurückkam, war es ihre bestimmte Absicht, sich ungesäumt zur Ruhe zu legen. Denn einerseits wußte sie, daß unnötiges Nachtwachen dasjenige war, was das Heinzelmännchen am wenigsten leiden mochte, andrerseits glaubte sie, daß es die Sache ohnehin in Ordnung bringen würde, nun es wußte, was auf dem Spiele stand. Aber sie hatte noch

kaum mehr von sich gelegt als den schweren Schlüsselbund, da überkam sie eine so starke Lust zu erfahren, wie es nun zwischen den Spielenden stand, daß sie sich wieder zur Speisesaaltüre schlich.

Als sie sich bückte und das Auge an das Schlüsselloch legte, sah sie, daß Rittmeister Silfverbrandt und Hauptmann Duwe noch am Spieltisch saßen. Der Rittmeister sah furchtbar müde und matt aus. Der Haushälterin wollte es scheinen, als hätte er sich in der kurzen Spanne Zeit, die sie fortgewesen war, völlig verändert. Er war nunmehr weder schön, noch jung, noch stattlich, sondern gebleicht und verstört, mit Säcken unter den Augen, Runzeln auf der Stirn und tastenden Händen. Duwe war rot im Gesicht, und die Augen standen ihm blutunterlaufen aus dem Kopfe, aber er verbarg alle Erregung unter frohgelauntem Plaudern und unaufhörlichem Lachen.

Die Haushälterin hatte noch keine zwei Minuten an der Speisesaaltüre gelauscht, als Silfverbrandt den Stuhl zurückschob und rief: „Jetzt ist es aus, Duwe. Jetzt habe ich vom ganzen Hof nur mehr die Tanneninsel dort draußen im See übrig. Die mußt du mir lassen, damit es doch noch etwas auf Erden gibt, was ich mein nennen kann."

Duwe lachte, aber er sah nicht zufrieden drein. „Ewig schade, das Spiel abzubrechen," sagte er. „Wenn du all das andere gewagt hast, kannst du uns wohl auch um diesen Steinhaufen würfeln lassen."

Silfverbrandt ging im Zimmer auf und ab. Man

sah es ihm wohl an, daß er noch vom Spielteufel besessen war. Er trauerte nicht so sehr, daß er alles verloren hatte, wie daß er nicht weiter spielen konnte.

„Was setzest du gegen die Insel?" fragte er. Duwe bedachte sich einen Augenblick. Die Haushälterin begriff, daß er einen Einsatz ausfindig zu machen suchte, der Silfverbrandt sicher bewegen konnte, weiterzuspielen.

„Ich setze dein Reitpferd," sagte Duwe.

Silfverbrandt liebte sein Reitpferd über alles auf Erden. Er begann ganz schrecklich zu fluchen. Er fragte Duwe, ob er denn der leibhaftige Böse wäre, da er ihn solchermaßen versuchte.

Die Haushälterin merkte, daß der Rittmeister jedesmal, wenn er auf seiner Wanderung zu einer dunklen Ecke des Zimmers kam, wo Duwe ihn nicht sehen konnte, vor Zorn die Hände ballte.

„Das ärgste ist, daß ich weiß, daß ich dich erschlagen werde, wenn ich dich auf meinem Pferd reiten und auf meinem Hof befehlen sehen werde," sagte er zu Duwe.

„Kannst du es einem armen Kerl nicht gönnen, wenn er es auf seine alten Tage ein bißchen sorgenfrei hat?" sagte Duwe und lachte. „Du bist ja jung und stark, du findest schon bald anderswo Pferd und Hof."

Die ganze Zeit, die die Haushälterin da stand, hatte sie sich gewundert, was wohl mit der Türe los sein mochte, die vom Saale in den Flur führte. Einmal

3*

ums andere öffnete sie sich ein wenig und schloß sich wieder. Aber jedesmal wenn Silfverbrandt an dieser Tür vorbeiging, war es, als ob eine kleine Hand sich durch den Spalt hineinsteckte und ihm zuwinkte.

Silfverbrandt ging mehrere Male an der Türe vorbei, ohne etwas zu merken, aber plötzlich blieb er stehen und starrte sie an.

„Na, kommst du jetzt?" fragte Duwe.

„Ich bin im Augenblick wieder da," sagte Silfverbrandt und ging in den Flur hinaus.

Die Haushälterin glitt stumm wie ein Schatten von der Speisesaaltüre fort. Eine Sekunde darauf stand sie in der Vorratskammer, das Gesicht an ein Fensterchen gedrückt, das auf den Flur ging.

Da stand Silfverbrandt über das Heinzelmännchen gebeugt. Altvater hielt eine kleine Laterne in der Hand, und von dort verbreitete sich ein wenig Licht in den dunklen Raum.

„Was gibst du mir, wenn ich es so einrichte, daß du den Hof zurückgewinnst?" fragte der Hausgeist.

„Ich gebe dir, was du willst," sagte Silfverbrandt.

Das Heinzelmännchen fuhr mit der Hand in die Tasche und zog ein paar Würfel heraus. „Wenn ich dir diese Würfel leihe und du heute nacht mit ihnen spielst, so glaube ich wohl, daß du den Hof zurückgewinnst," sagte es zu Silfverbrandt.

Silfverbrandt streckte die Hand aus. „Gib her! Gib her!", sagte er.

„Du bekommst sie nur unter der Bedingung, daß

du morgen mit mir um einen Einsatz spielst, den ich selbst bestimme," sagte das Heinzelmännchen.

Just in diesem Augenblick schrie die arme Eule laut und schaurig. Silfverbrandt sah auf und lauschte.

Die alte Haushälterin merkte, wie die Augen des Heinzelmännchens böse und gehässig zu funkeln begannen. Sie wollte schon die Scheibe einschlagen und ihrem Herrn zurufen, auf seiner Hut zu sein und kein Bündnis mit ihm einzugehen. Aber im selben Augenblick sah der Hausgeist mit einem furchtbaren Blick zu ihr auf. Sie blieb mäuschenstill und wagte keinen Finger zu rühren.

Aber auch Silfverbrandt schien etwas Schreckliches an dem Heinzelmännchen gesehen zu haben. Er zog die Hand zurück und schien im Begriffe, sich in den Saal zu begeben.

Dann blieb er stehen. „Ich weiß nicht, warum ich dir etwas Böses zutrauen soll, Altvater, du hast ja immer getreulich für dieses Haus gesorgt," sagte er. „Du willst gewiß nur mein Bestes. So gib mir die Würfel her! Morgen mag es gehen, wie es will, wenn ich nur heute nacht Duwe ebenso arm machen kann, als er war, da er ehegestern in diesen Hausflur trat."

Im Augenblick darauf war Silfverbrandt wieder im Saale.

„Jetzt bleibe ich aber nicht länger hier sitzen und höre mir das Eulengeschrei und den Sturm an, ohne zu spielen," brach Duwe los. „Ich gehe jetzt zu Bette."

„Willst du mir nicht noch zuerst diese Tanneninsel abgewinnen?", fragte Silfverbrandt, indem er sich am Spieltisch niederließ.

Er nahm den kleinen Becher, in dem die Würfel lagen, und schüttelte sie. Dann spielten er und Duwe mehrere Stunden lang, aber Silfverbrandt gewann jedesmal. Unterdessen hörte das Unwetter auf, die Eule fand den Weg in ihr Nest, die alte Haushälterin mußte vor Müdigkeit ihr Lager aufsuchen, aber Silfverbrandt ging nicht zur Ruhe, ehe er nicht Acker um Acker, Weide um Weide, Wald um Wald, Kate um Kate zurückgewonnen hatte, so daß ganz Töreby wieder sein war.

Ein prächtiger Morgen folgte der Unwetternacht: hoher, blauer Himmel, frische Luft und ein spiegelnder klarer See.

Die alte Haushälterin wurde zu ihrem Herrn hineingerufen, während dieser noch zu Bette lag.

Als sie die Schlafkammertüre öffnete, dünkte es ihr, daß etwas Kleines und Graues an ihr vorbei huschte. Sie sah gerade nur so viel, daß sie zusammenzuckte. Dann war es verschwunden.

Rittmeister Silfverbrandt lag sehr bleich drüben im Bette. „Hat Sie ihn gesehen?" fragte er.

„Nein," sagte die Haushälterin aus alter Gewohnheit. Man glaubte, daß es dem Heinzelmännchen nicht recht war, wenn man sagte, daß man es gesehen hatte.

„Es war der Altvater," sagte der Rittmeister. „Er

ging gerade, als Sie hereinkam. Er war hier drinnen und hat mit mir gewürfelt."

Die Haushälterin stand da und starrte ihren Herrn an. „Altvater ist mit mir nicht recht zufrieden," sagte der Rittmeister. „Er will lieber, daß mein Bruder den Hof bekommt. Und Sie wünscht es sich vielleicht auch."

Der Rittmeister sah ganz sonderbar aus. Die alte Frau wußte nicht, was sie antworten sollte.

„Ja, den alten Duwe habe ich ja doch vom Hof weggebracht," fuhr Silfverbrandt fort. „Ich wollte Altvater die Hilfe lohnen, indem ich es hier auf dem Hofe so werden ließ, wie er es haben will, aber er hat kein rechtes Vertrauen zu mir. Er setzt so wunderliche Dinge im Spiel ein, dieser Kobold. Er ist ärger als Duwe."

Die Haushälterin begann zu zittern und zu murmeln wie in der Nacht: „Der Herr bewahre uns!"

„Na, stehe Sie nicht so da, Menschenskind, und mache Sie kein so bekümmertes Gesicht," sagte Silfverbrandt, „spute Sie sich lieber und putze Sie mir meine Uniform! Poliere Sie das Bandelier, scheure Sie die Knöpfe und putze Sie die Flecken aus! Das Reitpferd soll auch mit dem besten Zaumzeug gesattelt werden. Die Mähne muß gestrählt sein, die Steigbügel müssen blinken, und die Lederriemen glänzen!"

Die Haushälterin sah ihren Herrn erstaunt an. Sie ging und kam sogleich mit der Uniform wieder. In einem solchen Hofe wie Töreby gab es nichts, das

nicht geputzt und gestriegelt, poliert und wohlgepflegt gewesen wäre.

So stand denn Rittmeister Silfverbrandt auf, legte die blaue Uniform an, rückte den dreikantigen Hut auf dem Kopf zurecht, schnallte den Säbel an die Seite und zog die langen steifen Stulphandschuhe an. Er trat auf die Schwelle und sprang auf sein Pferd, das gesattelt draußen wartete.

Zweimal ritt er rings um den Hof, dann schwenkte er zum See hinab, wo die lange Waschbrücke, die gerade vom Ufer wegragt, schon dazumal stand. Er sah so prächtig und stolz aus, wie er da ritt, daß alles Hausgesinde herauskam, um ihn anzusehen. Und der Kutscher und die Haushälterin sahen alle beide, wie das Heinzelmännchen sich zur Stalluke hinausbog und dem Gutsherrn nachsah.

Als der Rittmeister zum Seeufer hinabkam, ritt er auf die Brücke hinaus. Er saß hoch und stolz im Sattel wie ein Held, und das Pferd ging mit kurzen, tanzenden Schritten. Als die Brücke zu Ende geritten war, entstand ein kurzer Kampf zwischen Reiter und Pferd. Das Pferd wollte wenden, aber Rittmeister Silfverbrandt zwang es mit Reitpeitsche und Sporen weiter zu gehen. Und mit einem hohen Sprung stürzte sich das Pferd in das Wasser.

Alle, die auf dem Hofe gestanden hatten, fingen nun an, zum See hinab zu laufen. Aber als sie hinkamen, waren Reiter und Pferd verschwunden. Sie waren

sogleich untergegangen, ohne wieder auf den Wasserspiegel hinaufzukommen.

Die jungen Burschen sprangen in die Boote und ruderten auf den See hinaus. Alle sprachen durcheinander und suchten Rat und Hilfe zu bringen, aber die alte Haushälterin blieb still. „Es nützt nichts," sagte sie. „Das ist der Hausgeist. Er hat sein Leben an den Hausgeist verspielt, für die Hilfe, die er ihm heute nacht gebracht hat."

Als die Menschen, bestürzt und entsetzt, zum Hofe zurückkehrten, stand das Heinzelmännchen von Töreby, allen sichtbar, in der Stalluke und winkte siegesstolz mit seiner roten Mütze.

Denn nun wußte es, daß Ordnung und Stille und ein ernstes Leben wieder auf Töreby einziehen würde.

Der Totenschädel

Im Svartsjöer Kirchspiel in Värmland war einmal ein Mann, der war eines Weihnachtsabends überall in der ganzen Umgegend herumgegangen, um sich Gäste einzuladen, aber er hatte niemandes habhaft werden können, der an diesem Tage sein Haus verlassen wollte. Lange streifte er herum, aber als es schließlich zu dämmern begann, ohne daß es ihm gelungen war, einen einzigen Gast an sich zu locken, merkte er, daß ihm nichts anderes übrig blieb, als unverrichteter Dinge heimzukehren.

Der Mann hätte sich wirklich selbst sagen müssen, daß es nicht anders hatte kommen können, er hätte die Sache ruhig nehmen sollen, aber das tat er nicht, sondern war überaus erbost über all die Ablehnungen, die ihm zuteil geworden waren. Er hatte sowohl Eßwaren wie Branntwein eingekauft, und seine Frau war nun gerade damit beschäftigt, einen Schmaus zu richten. Aber was sollte das für eine Freude sein, wenn kein munterer Kamerad mitkommen und ihm am Weihnachtstisch Gesellschaft leisten wollte? „Das ist natürlich, weil sie sich zu gut dünken, zu mir zu kommen," sagte er. „Weil ich Totengräber geworden

bin, ist es nicht fein genug, den Weihnachtsabend in meinem Heim zu feiern."

Diese Anklage war ganz ungerecht, denn man mag den Svartsjöern nachsagen, was man will, nie ist es einem Menschen aus diesem Kirchspiel in den Sinn gekommen, eine Einladung abzuschlagen, weil der Gastgeber ein zu geringer Mann ist. Und dieser Mann war ja kein gewöhnlicher Totengräber. Er hieß Anders Oester und war aus altem Spielmannsgeschlecht. Selbst war er Feldmusikant bei den Värmländer Jägern gewesen, und erst nachdem er gnädigen Abschied aus dem Kriegsdienst erhalten hatte, hatte er die Anstellung als Totengräber angenommen.

Obendrein war er nicht nur Totengräber, sondern auch Küster, ein Beruf, der durchaus nichts Abschreckendes an sich hat. Aber in der Gemütsstimmung, in der er sich augenblicklich befand, dachte er nur an die dunklen Seiten des Lebens.

„Wenn kein anderer zu mir kommen will, muß ich mir wohl ein paar Geister vom Kirchhof zu Gast laden," murmelte er. „Die werden sich doch wenigstens nicht schämen, beim Totengräber zu schmausen."

Er ging da eben an der alten, grauen Steinmauer vorbei, die den Svartsjöer Kirchhof einfriedet, und darum war natürlich ein solcher Gedanke in seinem Hirn entstanden, aber er hatte vorderhand noch durchaus nicht die Absicht, Ernst damit zu machen.

Als er noch ein paar Schritte gegangen war, merkte er jedoch, daß ein runder, weißer Gegenstand aus dem

dürren Gras hervorschimmerte, das den Gehpfad besäumte. Das Ding blinkte viel weißer als ein gewöhnlicher Stein, und so blieb er stehen, um zu sehen, was das sein konnte. Da erblickte er in dem bleichen Dämmerlicht nichts Geringeres als einen Totenschädel. Er war wahrscheinlich mit Erde und Schutt aus einem Grab geworfen worden, das er am vorhergehenden Tag gegraben hatte, und dann war er wohl von irgend einem Tier dahin geschleppt worden, wo er jetzt lag.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte der Mann sicherlich dieses Überbleibsel eines Menschen aufgehoben, der einer seiner Vorväter sein konnte, und auf jeden Fall im selben Kirchspiel gelebt hatte und gestorben war wie er; er hätte ihn in die Aufbahrungskammer getragen, aber jetzt war er nicht in der Laune, etwas so Einfaches und Natürliches zu tun. Er zog vielmehr den Hut, verbeugte sich lächelnd vor dem Totenschädel und sprach ihn mit einer eigentümlich milden, flötenden Stimme an, die er nur dann hatte, wenn er in seiner bösesten Laune war.

„Guten Abend, guten Abend!" sagte er. „Gehorsamster Diener. Ja, nun will ich vor allem ein fröhliches Weihnachtsfest wünschen, und dann möchte ich sagen, daß ich ausgezogen bin, um zum Schmaus zu bitten. Ich möchte wohl wissen, ob Ihr euch zu gut dünkt, um heute abend zu mir zu kommen? Es ist kein großes Fest, wißt Ihr, aber Essen und Branntwein wird es genug geben."

Nachdem er diese Einladung vorgebracht hatte, blieb er mit dem Hut in der Hand stehen, wie um die Antwort abzuwarten.

„Nun, Ihr sagt doch wenigstens nicht nein," fuhr er fort, nachdem er eine angemessene Zeit gewartet hatte, „und so darf ich wohl hoffen, daß Ihr kommt. Ich wohne dort drüben in dem großen Haus auf dem Kirchenhügel, so habt Ihr keinen langen Weg zum Gastmahl."

Dabei lachte Anders Oester laut und wild auf, setzte den Hut auf den Kopf und begab sich in sein Heim, ohne sich auf dem Wege weiter aufzuhalten.

Es verhielt sich wirklich so, daß er der nächste Nachbar des Friedhofes war. Denn er hatte seine Wohnstatt im Gemeindehaus in ein paar kleinen Dachkammern. Als er nun durch die Einfahrt gegangen war und die Eingangstür öffnete, bot sich ihm ein Anblick, der nicht danach angetan war, seine schlechte Laune zu verbessern. Seine Frau lag nämlich gleich hinter der Tür auf dem Boden und scheuerte den unteren Vorraum. Ein kleines schmales Talglicht stand in einem Messingleuchter vor ihr auf dem nassen Fußboden und beleuchtete Wassereimer, Bürste und Wischfetzen.

„Ja, das schickt sich wirklich, daß du noch hier liegst und scheuerst, wenn jeden Augenblick Gäste kommen können!" sagte der Mann im Eintreten.

Sie hob das Gesicht, das überraschend schön war, mit reinen feinen Zügen, und warf ihm einen hasti-

gen Blick zu. Sie merkte sofort, wie die Sache stand.

„Ach so, niemand wollte kommen," sagte sie. „Ja, hab' ich mir's nicht gedacht. Das hat man doch sein Lebtag nicht gehört, daß sich Menschen am Weihnachtsabend zu Gaste bitten lassen."

„Nein, sie haben es alle zu gut, als daß sie zu uns kommen wollten," sagte er mit einer Heftigkeit, als ob er eine Anklage gegen sie schleuderte. „Das heißt, einer hat die Einladung doch angenommen," fuhr er in nachlässigem Tone fort, „aber er kommt erst etwas später."

„Dann gehe doch zu uns hinauf und warte auf ihn," sagte die Frau. „Es ist schon angezündet und gedeckt. Ich bin hier unten gleich fertig."

Aber Anders Oester hatte durchaus keine Lust, so zu handeln, wie man ihn gebeten hatte. Er blieb im Flur stehen, der Scheuernden mitten im Wege. Das wußte er, und es erfüllte ihn mit bitterer Befriedigung.

Rechts von ihm öffnete sich die Tür zur Ratsstube, wo die Gemeindeältesten ihre Sitzungen und Zusammenkünfte abzuhalten pflegten. In der offenen Feuerstatt brannte eine große prasselnde Flamme, die den ganzen Raum erleuchtete, und Anders Oester stellte sich hin und sah hinein. Die Stube war in altertümlicher Weise eingerichtet, mit groben schmucklosen Balkenwänden, ungeheuren Dielen und sichtbaren Dachsparren. Starke, wandfeste Bänke liefen rings um den ganzen Raum, ein großer ungestrichener Holztisch mit

gewundenen Beinen stand erhöht in einer Ecke, dem Eingang schräg gegenüber, und vor dem Tisch ein hochlehniger lederbezogener Bürgermeisterstuhl, ein wahrhaftes Sinnbild sicherer Gewalt und unerschütterlicher Ruhe.

Die Frau hatte auch drinnen gescheuert und dann den Boden mit weißem Seesand und gehacktem Wacholderreisig bestreut. In dem flackernden Schein der lodernden Flamme erschien der Raum Anders Oester ansehnlich und traulich zugleich, und er sagte zu der Frau:

„Wenn du fertig bist, kannst du die Weihnachtsgerichte heruntertragen und hier in der Ratsstube aufdecken. Ich glaube, ich will den Weihnachtsschmaus hier abhalten."

Die Frau sah ganz entsetzt zu ihm auf.

„Was meinst du?" rief sie. „Du willst hier unten sitzen und mit dem saufen, den du erwartest? Man kann ja nichts vor die Fenster ziehen. Wenn jemand vorbeiginge, würdet ihr ja gesehen werden."

Sie war ganz erregt. Die Ratsstube gehörte so wie die Kirche der Gemeinde, und sie betrachtete sie beinahe als eine heilige Stätte. Sie konnte sie sich nicht für ein Trinkgelage verwendet denken.

Aber Anders Oester wollte sich nicht darein finden, daß ihm an diesem Tage alles versagt wurde, was er sich wünschte.

„Sei doch nicht so widerspenstig, Bolla," sagte er. „Ich sage dir, daß ich heute abend hier sitzen und meinen Weihnachtsschmaus halten will."

Es war der große Tisch, die großen Stühle und die große Stube, die ihn lockten. Wenn er sein Weihnachtsfest, auf einem so ehrwürdigen Stuhle sitzend, feiern durfte, an einem Tisch, an dem neben ihm reichlich zwanzig, dreißig Leute Platz hatten, über einen Raum hinsehend, wo all die Mächtigen der Gemeinde sich zu versammeln pflegten, dann würde er sich als ein angesehener Mann fühlen, als ein Großbauer, und das war es, was ihm nottat.

„Du kannst sicher sein, daß du um deine Stelle kommst, wenn du das tust," sagte die Frau. „Eine solche Tollheit wirst du nicht anstellen, solange ich lebe."

Als die Frau sich in dieser entschiedenen Weise seinem Wunsche widersetzte, kannte sein Zorn keine Grenzen. All der Mißmut, der sich während des ganzen Tages in ihm angesammelt hatte, kochte nun auf und wollte zum Ausbruch kommen. Er erwiderte ihr kein Wort, sondern lief nur die Treppe zum Dachboden hinauf, und in ihr Zimmer, wo er das Jagdgewehr von der Wand riß.

Dann schlich er mit leisen Schritten zur Treppe zurück und beugte sich über das Geländer, so daß er die Frau sehen konnte, die noch immer dalag und den Flurboden scheuerte.

„Bolla, Bolla," sagte er mit einer Stimme, die so sanft und weich war, daß sie beinahe von Honig triefte, „ist das dein Ernst, daß ich nicht am Ratstisch sitzen und meinen Weihnachtsschmaus essen darf, solange du am Leben bist?"

„Ja, das ist es!“ rief sie rasch zurück; aber kaum war es gesagt, mußte sie daran denken, daß diese flötende Stimme nie etwas Gutes zu bedeuten hatte. Sie warf einen raschen Blick hinauf und erblickte eine blanke Büchsenmündung ein paar Ellen über ihrem Kopf.

Blitzschnell warf sie sich zurück. Im selben Augenblick war der Flur von Rauch und Feuer erfüllt, und eine Kugel schlug gerade vor ihr in den Fußboden ein.

„Herr, du Allmächtiger!“ Sie ließ alles stehen und liegen und floh Hals über Kopf hinaus in die Dunkelheit.

Anders Oester machte keinen Versuch, sie zu verfolgen. Er lachte nur kalt und schneidend auf, ganz so wie früher auf dem Wege. Dann ging er ganz ruhig hinauf und hängte das Gewehr an seinen Platz.

Hierauf begann er mit großer Raschheit und Behendigkeit alles so einzurichten, wie er es haben wollte. Er puffte die Scheuergerätschaften in einen Winkel des Flurs, um freien Durchgang zu haben, und trug dann alles, was die Frau zum Schmaus aufgetischt hatte, in die Ratsstube hinunter. Er breitete ein Tuch auf dem Ratstisch aus, setzte zwei zierliche dreiarmige Leuchter darauf, mitten dazwischen stellte er einen großen Butterstollen, auf das sorgsamste gekräuselt und geziert, dann brachte er mehrere Sorten weiches Brot, fetten und mageren Käse, Wurst, Schinken, eine Hammelkeule, einen Humpen Weihnachtsbier sowie Messer und Teller. Zu allerletzt schleppte er das Brannt-

weinfäßchen hinab, das er mitten auf den Tisch stellte, mit einem Kranz von Gläsern unter der Pipe.

Als alles in Ordnung war, setzte er sich auf den Bürgermeisterstuhl und aß und trank wohlbehaglich und in guter Ruhe.

Es war vermutlich so, daß der aufgehäufte Zorn in ihm, der ihn so gequält hatte, daß jedes Glied ihn schmerzte, durch den abgefeuerten Schuß einen Ablauf gefunden hatte. Er empfand eine solche Erleichterung, daß er gar nicht anders denken konnte, als daß er recht gehandelt hatte.

Warum mußte die Frau sich ihm auch in diesem widersetzen, das doch ein so unschuldiger Wunsch war? Es kam ihr doch zu, ihrem Mann untertänig zu sein. Nun war es ihr so ergangen, wie sie es verdient hatte. Er hatte nur Gerechtigkeit gegen sie geübt, und nicht genug damit, daß es gerecht war, es war auch klug.

Wie er da saß, erinnerte er sich an eine ganze Reihe von Fällen, wo sie widerspenstig gewesen war. Aber jetzt hatte es wohl mit derlei ein für allemal ein Ende. Jetzt hatte sie einmal gelernt, wer der Herr im Hause war. Es war ein ganz vortrefflicher Einfall gewesen, auf sie zu schießen, fortab würde er bessere Tage haben und mehr Freude in seiner Ehe.

Er war müde und hungrig und ließ sich das Essen wohl schmecken. Nach einer Weile, als er sich satt zu fühlen begann, dachte er jedoch mit erneutem Bedauern daran, daß er nicht imstande gewesen war, sich Gesellschaft zu verschaffen.

Da fiel ihm mit einemmal der Totenschädel ein. „Ich glaube, er will es machen wie die andern und sich auch nicht einfinden," sagte er. „Da bleibt wohl nichts anderes übrig, als daß ich fortgehe und ihn hole."

Er setzte den Hut auf, legte die wenigen Schritte zum Friedhof zurück und kam bald mit dem Totenschädel in der Hand zurück.

Es klebte eine Menge Erde daran fest, und so tauchte er ihn in den Eimer und trocknete ihn mit dem Scheuerfetzen ab. Als er ihn so fein, als er nur konnte, gemacht hatte, stellte er ihn auf dem Tisch vor sich auf. — — —

Die Frau saß mittlerweile ganz verstört und verweint in einem Bauernhof, der einige wenige Schritte von der Kirche entfernt lag. Sie war zu guten Freunden und Nachbarn gekommen, die sie zu trösten versuchten, und da es Weihnachtsabend war, tat sie ihr möglichstes, um wenigstens ihre Tränen zu unterdrücken, damit sie mit ihrem Jammer nicht ihre Weihnachtsfreude störe. Aber sie hatte das Gefühl, daß sie da saß und in einen Abgrund hineinstarrte, in den sie stürzen mußte.

„Er hat auf mich geschossen!" dachte sie einmal ums andere. „Er hat mich töten wollen! Was soll aus uns werden?"

Wäre er betrunken gewesen, dann hätte es weniger zu sagen gehabt. Aber er war nüchtern gewesen, und er hatte sie töten wollen, um solch einer Lappalie wegen.

Sie dachte an die lange Zeit, die sie miteinander

gelebt hatten. Mehr als zwanzig Jahre hatten sie Gutes und Böses miteinander geteilt, und nun war es dahin gekommen, daß er auf sie geschossen hatte. Es war also nicht die geringste Spur von Zärtlichkeit für sie in seinem Herzen nach all der Not und all den Kümmernissen, die sie miteinander durchgemacht hatten.

Hier im Bauernhof, in den sie ihre Zuflucht genommen hatte, waren ein paar kleine Jungen, die der ganze Vorfall ungemein interessierte. Immer wieder liefen sie hinaus, guckten durch die Fenster in das Gemeindehaus und erzählten ihr dann, was sie gesehen hatten.

„Jetzt trägt er das Essen hinunter und deckt auf dem großen Ratstisch auf," berichteten sie. Nach einer Weile hieß es: „Jetzt sitzt er auf dem Bürgermeisterstuhl und ißt und trinkt."

Das nächstemal erzählten sie, daß er da saß und sprach, ganz als ob noch jemand im Zimmer bei ihm wäre. Er hob das Glas und trank jemandem zu, den die Kinder nicht sehen konnten.

Die Frau fragte nur wenig danach, was der Mann trieb. Sie konnte an nichts andres denken, als dieses Einzige, daß er auf sie geschossen hatte! Es schien ihr ganz unmöglich, zu ihm zurückzukehren. Nicht so sehr der Gedanke, daß sie in ewiger Angst vor einem Manne leben mußte, der beim geringsten Widerspruch gleich zum Gewehr griff, hinderte sie, in sein Haus zurückzukehren. Es war vielmehr das herzlähmende

Gefühl, daß er sie hassen mußte, wenn er imstande war, sie auf diese Weise zu überfallen.

Das war unrettbar. Das ließ sich nie wieder gut, nie ungeschehen machen. Der Grund, auf dem sie ihr Glück gebaut hatten, war eingestürzt. Jetzt hatte es keinen Halt mehr.

Kalte Schauer schüttelten sie, während sie der Bäuerin half, die Grütze rühren und den Weihnachtstisch decken. „Er hat mich ja doch mit seinem Schuß getötet," dachte sie; „er ist mir gerade durchs Herz gegangen."

Sie hatte sich eben mit den anderen am Weihnachtstisch niedergelassen, als die Tür sachte aufging und der Mann eintrat. Er ging nicht in das Zimmer vor, sondern blieb im Schatten bei der Tür stehen. Er winkte ihr nicht, daß sie zu ihm kommen solle; er machte überhaupt keine Bewegung, er stand nur da.

Im ersten Augenblick empfand sie nichts anderes als Zorn, daß er es wieder wagte, ihr in die Nähe zu kommen, und sie zwang sich, ihn nicht anzusehen und zu tun, als ob er gar nicht da wäre. Aber natürlich konnte sie es doch nicht lassen, hie und da einen hastigen Blick zur Tür zu werfen, und sie wunderte sich, daß er so still dastand. „Es ist ihm etwas geschehen," dachte sie. „Er ist nicht derselbe wie vorhin. Er ist ganz weiß im Gesicht. Gewiß ist er krank geworden. Vielleicht hatte er schon Fieber, als er vorhin auf mich schoß."

Sie stand vom Tisch auf, sagte leise: „Habt schönen

Dank," und ging auf die Tür zu. Der Mann öffnete sie und ging vor ihr aus dem Hause und auf ihr Heim zu. Er ging den ganzen Weg schweigend, und sie hatte das Gefühl, daß sie seinem Geiste folgte, nicht ihm selbst.

Sie wußte ja, daß er in der Ratsstube aufgedeckt hatte, aber davon war jetzt keine Spur zu sehen, sondern alles war fein säuberlich zurechtgestellt. Er ging über die Treppe in ihre eigene Wohnung auf dem Dachboden. Auch da sah alles ganz so aus, wie da sie von daheim fortgelaufen war.

Das einzige, was ihr fremd war, war ein Totenschädel, der in einer Ecke des Zimmers auf einem Tisch stand. Der Mann stellte sich an den Tisch und wies auf den Schädel.

„Sieh ihn an," sagte er.

Sie tat es, aber konnte nichts Ungewöhnliches daran sehen.

„Siehst du, daß er erschossen worden ist, ermordet?" sagte er. „Er ist kein Selbstmörder gewesen. Der Schuß ist von rückwärts gekommen, hier dicht hinter dem Ohr."

„Ja, ich sehe," sagte sie in zitternder Erwartung.

„Kannst du dich erinnern, je von einem gehört zu haben, der in diesem Kirchspiel erschossen worden wäre? Nein, so etwas hat sich zu unserer Zeit nicht begeben, und auch nicht zu unserer Eltern Zeit. In dieser Gegend ist wohl nicht oft jemand ermordet worden. Dieser hier ist vielleicht der einzige von all

jenen, die auf dem Friedhof begraben liegen, der durch einen Schuß gefallen ist, und just heut' abend ist er zu mir gekommen."

Er nickte ihr, das, was er eben gesagt hatte, bekräftigend, zu und fuhr fort:

„Denke doch nur! Von den vielen tausend Schädeln, die hier auf dem Friedhof begraben sind, gibt es vielleicht nur diesen einen, der von einer Mörderkugel durchbohrt wurde, und gerade der liegt nun hier vor mir."

Die Frau stand noch immer stumm da.

„Er lag mir im Wege, als ich heute abends heimging, gerade dieser hier mit dem Schußzeichen. Er wollte sich mir wohl zeigen, aber ich sah ihn damals nicht so recht an. Später, als ich allein hier saß, kam er mir immer in den Sinn, so daß ich schließlich nicht anders konnte, ich mußte gehen und ihn holen. Er erbarmte mich, weil er so allein draußen in der Kälte und Dunkelheit lag, und überdies wollte ich jemanden haben, mit dem ich reden konnte. Und als ich ihn dann vor mir auf den Tisch stellte und ein Glas einschenkte, um mit ihm anzustoßen, da sah ich, daß er von einem Schuß zersprengt war. Was sagst du dazu, Bolla? Wo ist er her, und warum kam er mir gerade heute abend in den Weg? Woher kommt es, daß ich ihn gleich hineinnehmen mußte, nachdem ich auf dich geschossen hatte?"

„Das war wohl Gott," flüsterte sie und faltete die Hände.

„Ja," erwiderte er ebenfalls flüsternd. „So ist es. Es war Gottes Wille. Er wollte, daß ich gerade diesen sehen sollte. Er sollte mir zeigen, was es war, was ich hatte tun wollen. Er wurde mir gesendet, damit ich meine große Sünde und Verworfenheit erkenne."

Sie näherten sich einander. Unwillkürlich faßten sie sich bei den Händen und blieben still vor dem Totenschädel stehen, mit einem Ausdruck im Gesicht wie zwei unschuldige Kinder. Sicherlich war er ihnen von Gott gesandt. Er sagte ihnen durch seine Gegenwart, daß Gott sich ihrer annahm, daß er Erbarmen mit ihnen hatte und sie retten wollte.

Sie fühlten plötzlich, daß alles andere ohne Belang war. Die Frau verlangte nicht, daß der Mann ihr sage, daß er bereue. Sie hatte ganz vergessen, daß sie nicht mehr mit ihm zusammenleben wollte. Der Mann dachte nicht mehr, wer von ihnen beiden jetzt der Herrschende im Hause sein würde. Sie hätten tausendmal aufgebrachter gegeneinander sein können, sich tausendmal mehr vorzuwerfen haben können, alles wäre vergessen gewesen, vor der beseligenden Gewißheit, daß Gott sich ihrer erbarmt hatte und sie davor erretten wollte, einander zu hassen.

Gott wollte ihnen wohl. Darum hatte er ihnen einen Warner geschickt. Vor etwas so Großem vergaßen sie nicht nur ihren Groll gegeneinander, sie vergaßen auch ihre Armut, ihre Zukunftssorgen. Sie fühlten das größte Glück, das Menschen empfinden können.

Wie der Adjunkt die Pfarrerstochter bekam

Denkt nur, als der Adjunkt zum ersten Male um die Pfarrerstochter freite, wollte sie ihn gar nicht nehmen.

Die Pfarrerstochter war jung, dazumal. Nachts rollte sie das Haar in Papilloten, und am Tage trug sie es in großen schweren Locken. Sie hatte eine lange weiße Perle als Ohrgehänge, und sie war sehr schön.

Die Pfarrerstochter war sehr umworben, ja geradezu von Freiern umringt. Sie ging eben einher und überlegte bei sich selbst, ob sie einen jungen Baron heiraten sollte, der nun sein väterliches Erbe angetreten hatte, oder ob es klüger sei, mit einem Vetter vorlieb zu nehmen, der gerade in Malmö zum Ratsherrn gewählt werden sollte.

Diese beiden waren schöne Männer, aber der Adjunkt war häßlich. Namentlich seine Hände konnte die Pfarrerstochter nicht ansehen. In seiner Kindheit war er als Bettler auf der Landstraße umhergestrichen, und da hatte er sie sich so erfroren, daß sie nie mehr anders als rot und verschwollen sein konnten.

Der Adjunkt sah auf seine alten Tage besser aus, da hatte er graues Haar. Als er jung war, sah er

gar zu wild und sonderbar drein, mit diesem Wald von schwarzem Haar. Er hätte es wohl auch nie zum Propst und Dompropst gebracht, wenn er nicht recht früh graue Haare und Augenbrauen bekommen hätte. Vorher sah er wie ein Räuber aus, und das konnte ja nicht für einen Geistlichen passen.

Die Pfarrerstochter pflegte zu erzählen, als der Adjunkt in den Pfarrhof kam, um ihrem Vater bei seinen Predigten und bei der Führung der Kirchenbücher behilflich zu sein, und da einzog, die Schuhe an einem Stock über die Schulter gehängt, da fehlte nicht viel, und ihre Mutter hätte ihn für einen Zigeuner gehalten und ihn fortgewiesen. Die alte Pfarrerin konnte es nie lassen, um ihr Silber zu zittern, wenn der Adjunkt in das Eßzimmer kam, und der alte Pfarrer predigte Sonntag für Sonntag selbst, weil er sich nicht überwinden konnte, diesen wilden Räuber auf die Kanzel hinaufzulassen.

Aber das erste, was der Adjunkt tat, nachdem er den Pfarrhof betreten hatte, war, sich in die Pfarrerstochter zu verlieben. Das tat er schon beim ersten Mittagessen. Und dies war sicherlich nicht zu verwundern, denn die Pfarrerstochter hatte weiches, glänzendes, braunes Haar, sanfte graue Augen und eine klare rosige Haut. Überdies war die Form des Gesichts auserlesen schön, die Wangen rundeten sich weich und fein zum Halse hinab. Und in jeder Wange war ein kleines Grübchen, das sich noch heute zeigt, wenn sie lächelt.

Es erregte einen förmlichen Schrecken bei der Pfarrerstochter, als sie merkte, daß der Adjunkt ihr gut war. Sie wagte kaum allein in den Garten oder über die Landstraße zu gehen. Wer solche Augen hatte wie der Adjunkt, der konnte wohl auch auf die Idee verfallen, sich hinter eine Straßenböschung auf die Lauer zu legen und sie zu stehlen.

Der alte Pfarrer schrieb in aller Heimlichkeit an den Bischof und das Konsistorium und bat um einen andern Adjunkten. Der, den er jetzt hatte, war ein richtiger Wilder, und er konnte ihn nicht brauchen. Er saß wie ein Bauer bei Tische und stützte die Ellenbogen auf das Tuch. Er spuckte auf den Fußboden und trug grobe Schmierlederstiefel, die Spuren auf den Teppichen hinterließen.

Ganze vier Wochen ging der Adjunkt im Pfarrhof herum, ohne etwas zu tun zu haben.

Der alte Pfarrer wollte ihn ebensowenig an die Kirchenbücher lassen, wie auf die Kanzel. Der Adjunkt ging stumm einher und wartete, aber äußerte weder Erstaunen noch eine Klage.

Er war vollauf damit beschäftigt, der Pfarrerstochter auf allen ihren Wegen und Stegen zu folgen. Sie pflegte in einem kleinen Giebelzimmerchen zu sitzen und zu weben. Der Adjunkt fand heraus, daß, wenn er über einen Heuboden kletterte und dann über einen Schuppen kroch, dessen Dach aus losen Klötzen bestand, er zu einer Luke kam, die auf das Fenster der Webkammer ging. Und an dieser Luke saß der Ad-

junkt Stunde um Stunde zusammengekauert und sah die Pfarrerstochter bloßarmig und rotwangig am Webstuhl arbeiten.

Es dauerte auch nicht lange, so entdeckte er, wo sie ihr Lieblingsplätzchen im Garten hatte. Der ganze Garten war natürlich von hohen Hecken umgeben, wie es in Schoonen der Brauch ist, und man war da ebenso eingeschlossen wie in einer Stube. Aber es gab ein kleines Gatter, das auf die Felder hinausführte, und da pflegte die Pfarrerstochter stundenlang zu stehen und über die wogenden Felder hinauszublicken. Und während sie da stand, lag der Adjunkt ganz in der Nähe, in dem dichten Roggen verborgen, und verschlang sie mit den Augen.

Als jedoch einige Wochen vergangen waren, bekam der alte Pfarrer vom Bischof den Bescheid, daß er es so haben könnte, wie er es sich wünschte.

Der Pfarrer war darüber so erfreut, daß er keinen Augenblick zögern wollte, den Adjunkten zu verabschieden. Er steckte den Brief des Bischofs in die Tasche und begab sich hinunter in das Zimmer des Adjunkten.

Als der Pfarrer hereinkam, saß der junge Geistliche da und schrieb.

Er verfaßte eine Predigt, aber er geriet in solche Verlegenheit, als hätte er einen Liebesbrief geschrieben. Er konnte sich kaum überwinden, zu gestehen, womit er sich beschäftigt hatte, als der Pfarrer ihn fragte, was er denn da in die Schreibtischlade schiebe.

Der Alte wußte, daß er den Adjunkten jetzt los wurde, und darum war er milder gegen ihn gestimmt als früher. Und zum ersten Male begann er sich zu fragen, woher es wohl komme, daß der Adjunkt so war und warum ein solcher wie er Priester geworden sei. Er begann ihn auszufragen.

Da erzählte der Adjunkt alles. Er hatte immer solche Lust gehabt, zu predigen. Er hatte den Bäumen am Straßenrand gepredigt, als er mit seiner Mutter herumzog und bettelte. Er wußte nicht, wann er angefangen hatte, aber er hatte immer Geistlicher werden wollen, nur um predigen zu können.

Der Alte wunderte sich, daß er, der so arm gewesen, zur Schule kommen konnte, und der Adjunkt fuhr fort zu erzählen. Er schien die ganze Schulzeit hindurch gefroren und gehungert zu haben. Aber in allen Bedrängnissen hatte er sich damit getröstet, an den Augenblick zu denken, in dem er seine Stimme erheben und in Gottes Haus reden durfte.

Einmal ums andere steckte der Propst die Hand in die Tasche, um den Brief des Bischofs herauszuziehen, aber er hatte jetzt nicht den Mut, nicht das Herz, es zu tun. Vielmehr bat er den Adjunkten, ihn die Predigt lesen zu lassen, an der er eben arbeitete.

Er las sie und schüttelte den Kopf und ging seiner Wege, ohne ein Wort zu sagen. Aber am nächsten Sonntag predigte der Adjunkt, und er machte seine Sache gar nicht so übel.

Der alte Propst machte sich nun daran, den Ad-

junkten zu erziehen. Er lehrte ihn predigen und die Kirchenbücher führen, aber er versicherte oft und oft, er habe kaum je eine größere Selbstverleugnung geübt als an dem Tage, an dem er darauf Verzicht leistete, ihn zu verabschieden.

Es ist einleuchtend, wenn es einem klugen alten Manne so schwer fiel, sich mit dem jungen Geistlichen zu befreunden, mußte es doch noch viel schwerer für das Pfarrerstöchterlein sein, das so gefeiert und verwöhnt war und nicht mehr als zwanzig Jahre zählte.

Es war ein schöner Sonntagnachmittag mitten im Sommer. Der Pfarrhof war voll Gäste, und sie waren nun alle auf einer Spazierfahrt durch den großen Schloßwald. Die einzige, die daheim geblieben war, war die Pfarrerstochter. Sie sollte wohl auf das Haus achtgeben, denn auch die Dienstleute hatten Erlaubnis bekommen, auszugehen, so daß kein Knecht und keine Magd daheim weilte.

Der einzige, der nicht fort war, war der Adjunkt, aber die Pfarrerstochter wußte, daß er sich in die Annexgemeinde begeben sollte, um zu predigen. Sie hätte es vermutlich nicht gewagt, allein daheim zu bleiben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß er fortgehen mußte.

Aber bevor der Adjunkt in die Kirche ging, wollte er sich mit einem Schluck Dünnbier aus dem Silberbecher erquicken, der immer auf dem Anrichtetisch im Speisesaal stand. Und als er ins Zimmer kam und die Pfarrerstochter da allein fand, da hielt er um sie an.

Sie antwortete ohne Bedenken nein, und er ging seiner Wege, ohne sie zu bitten oder zu drängen. Und die Pfarrerstochter war froh, daß dies Furchtbare jetzt überstanden war.

Sie ging in den Salon und pirouettierte dort vor dem Spiegel. Als sie sah, wie fein und leicht und hell sie war, lachte sie über den schwarzen Adjunkten, der geglaubt hatte, er könne sie kriegen.

Im selben Augenblick zuckte sie ganz erschrocken zusammen. Was hörte sie denn da? Sie lauschte atemlos und angestrengt. Ja, da war bestimmt jemand, der im Nebenzimmer stand und weinte.

Sie vermutete, daß einer von den Gästen nach Hause gekommen war, und ging in den Eßsaal, um nachzusehen, wer es sein mochte. Dort drinnen hörte sie das Weinen sehr deutlich, aber sie sah keine lebende Seele im Zimmer. Der Eßsaal war groß, aber es gab da keine Stelle, wo jemand sich verbergen konnte. Nichtsdestoweniger guckte die Pfarrerstochter unter den Tisch und hinter die Rohrstühle. Sie sah in der Kaminecke nach, im Schrank und hinter den Türen. Es war kein Mensch im Zimmer.

Aber während sie so suchte, hörte sie deutlich, wie jemand weinte. Und das Weinen kam von einer Stelle in der Nähe des Fensters, ungefähr da, wo der Adjunkt gestanden war, als er um sie gefreit hatte.

Die Pfarrerstochter versuchte sich selbst zu sagen, daß das nichts anderes als Einbildung sein konnte. Sie biß die Zähne zusammen und näherte sich mutig

der Stelle, von der das Weinen ausging, und dachte, jetzt würde es wohl aufhören, aber es war keine Einbildung: das Seufzen und Schluchzen war auch weiter zu hören. Jemand weinte hoffnungslos und verzweifelt, nur zwei Schritte von ihr entfernt. Es war ein solches Schluchzen, wie wenn ein Mensch die Hände vors Gesicht schlägt und sich niederwirft und weint, als wollte er sich zu Tode weinen.

Schließlich hatte sie solche Angst, daß sie sich auf einen Stuhl setzen mußte, um nicht ohnmächtig umzusinken. Und da saß sie eine volle Viertelstunde ganz still und lauschte, wie der Unsichtbare fortfuhr zu weinen.

Sie konnte kein Glied rühren, sie konnte nicht fliehen, sie konnte nicht rufen. Sie saß leichenblaß da, mit verschlungenen Händen, und bei jedem neuen Schluchzen zuckte sie vor Schrecken zusammen.

Ein einziges Mal während dieser ganzen Zeit regte sie sich. Es fiel ihr ein, daß das Weinen von jemandem vor dem Fenster kommen könnte. Sie zwang sich, aufzustehen, das Fenster zu öffnen und hinauszuschauen, aber der ganze Hof lag verödet da, und sie sank wieder auf ihren Sitz.

Es schien ihr, daß der Weinende von härterem Leid gequält sein müsse, als sie sich je hatte vorstellen können. Das war eine Seele, die sich in solcher Angst befand, daß Tod und Vernichtung Balsam für sie gewesen wäre. Nichts auf der Welt konnte jemanden trösten, der in solcher Weise weinte.

Zum erstenmal in ihrem Leben begriff sie, was Leiden heißt. Sie hätte mitweinen können, wäre sie nicht so schreckgelähmt gewesen.

Es klang so jammervoll und gequält, als käme es von einer Seele, die aus dem Himmel verwiesen wäre.

Dies währte, wie gesagt, eine Viertelstunde, bis die Glocke der Annexgemeinde zu läuten begann. Nun hatte der Küster den Adjunkten über den Feldweg herankommen sehen, und da hatte er zu läuten angefangen. Und es fiel ihr ein, daß sie sich gefreut hätte, wenn er gerade jetzt daheim gewesen wäre. Sie wäre glücklich gewesen, wenn sie jemand gehabt hätte, den sie zu sich rufen konnte.

Aber ungefähr zur gleichen Zeit, zu der das Läuten begann, hörte das Weinen auf. Doch — nun kam die Reihe an die Pfarrerstochter zu weinen. Sie war so aufgewühlt, daß sie weinte, bis die Hausgenossen von dem Ausflug zurückkehrten.

„Möchte niemand je um meinetwillen so weinen müssen!" dachte sie. „Möchte ich nie solchen Schmerz verursachen!"

Als sie Wagenräder rollen hörte, lief sie den Heimkehrenden entgegen und wollte natürlich gleich erzählen, was ihr geschehen war. Aber da schlossen sich ihre Lippen, und sie vermochte nichts zu sagen. „Das war für dich," sagte etwas in ihr, „du und kein anderer sollte es hören."

Den ganzen Nachmittag ging sie in dem Gefühl herum, daß sie sich in einer anderen Welt befand.

Alles, was man tat, alles, wovon man sprach, schien ihr so verwunderlich fremd.

Aber plötzlich zuckte sie zusammen und war ganz hellwach. Sie stand da in der Küche und hörte die Mägde davon sprechen, daß der Adjunkt an diesem Nachmittag so seltsam gepredigt hatte. Jeder Mensch in der Kirche hatte weinen müssen.

Worüber hatte er gesprochen?

Er hatte von dem Jammer der sündigen Seelen gesprochen, die vom Paradiese ausgeschlossen sind.

Da erschrak die Pfarrerstochter. Es dünkte ihr, daß eine große Sünde auf ihr lastete, die sie sühnen mußte.

Nach dem Abendbrot, als der Adjunkt gute Nacht gesagt hatte, folgte ihm die Pfarrerstochter in den Vorraum.

„Herr Pastor, um Gotteswillen, sagen Sie mir die Wahrheit!" sagte sie. „Haben Sie heute nachmittag geweint, als Sie zur Kirche gingen?"

„Das habe ich," sagte er, „ich konnte es nicht lassen."

Da wußte die Pfarrerstochter, daß er es war, den sie gehört hatte. Es war ein wunderliches Gefühl in ihrem Herzen, als sie begriff, daß seine Liebe zu ihr so groß war, und daß er ein so tiefes Leid über ihre Weigerung empfunden hatte.

Sie fand es köstlich, so sehr geliebt zu sein, und sie dachte nicht mehr an ihre anderen Freier, und es kam

ihr auch gar nicht mehr in den Sinn, wie häßlich und arm der Adjunkt war.

„Ich will nicht, Herr Pastor, daß Sie so unglücklich sind," sagte sie. „Ich will versuchen, Ihnen gut zu sein."

Zur Auswanderungsfrage

Da saßen der Propst und der Hilfsprediger und der Amtmann von Högbro und der Sägewerksbesitzer von Hyllinge und der kleine Stationsinspektor von der schmalspurigen Bahn beisammen und auch ein paar Bauern und Dorfkrämer.

Sie hatten die Jahresversammlung der Sparkasse abgehalten, aber jetzt waren alle Rechnungen durchgenommen, und der Ausschuß hatte das Absolutorium bekommen, und die Revisoren für das nächste Jahr waren gewählt, und der Vorsitzende hatte mit dem Hammer auf den Tisch geschlagen und die Sitzung für geschlossen erklärt. Nun stand es ihnen frei, auseinander zu gehen, aber sie waren doch um den großen Tisch des Banklokals sitzen geblieben, um ihre Gedanken und Ansichten auszutauschen.

Und als sie ein Weilchen über andere Dinge hin und her geredet hatten, kamen sie auf die Auswanderungsfrage.

Und da sagten ein paar von ihnen, das Geld, das aus Amerika hereinkäme, das sei so wenig, daß es gar nicht der Rede wert wäre.

Und andere sagten, daß die, die fortführen, mehr Geld aus dem Lande brachten, als irgend jemand wußte.

Und einige behaupteten wieder, daß es bald ganz unmöglich sein würde, die Erde in diesem Kirchspiel zu bestellen, weil alle Arbeiter auf und davon gingen. Und diese große Arbeit, die Senkung des Seegrundes, die sie hatten vornehmen wollen, die konnte gar nicht zustandekommen, weil alle jungen und tatkräftigen Leute fortgezogen waren.

Und der eine oder andre meinte, es liege an der Auswanderung, daß sie eine so furchtbar große Armensteuer zu tragen hatten; denn wenn alle Jungen, die für die Alten sorgen sollten, sich aus dem Staube machten, könne es ja gar nicht anders kommen.

Und andere wiederum sagten, das ganze Land sei in Gefahr; denn wenn alle, deren Aufgabe es war, es zu verteidigen, einfach auf und davon gingen, konnte uns ja der Feind jederzeit unterkriegen, wenn es ihm so beliebte.

Und der eine war eifriger als der andere, seine Ansicht vorzubringen, aber dann wurde es auf einmal ganz still. Der Propst hatte eine Bewegung gemacht. Er hatte bis dahin nichts gesagt, und nun erwarteten sie, daß er seine Meinung aussprechen würde.

Denn seht, der Propst war so, daß er meist eine Meinung für sich hatte, die der aller andern gerade entgegengesetzt war; und wenn man sich auch noch

so fest im Sattel glaubte, so war man doch nie sicher, daß er nicht ein paar Worte sagte, die einem die festesten Ansichten geradezu auf den Kopf stellten. Und als es nun aussah, als ob der Propst sich aussprechen wollte, wurden sie sofort ein bißchen unruhig, die Handelsleute und die Bauern und der Sägewerksbesitzer aus Hyllinge und der Amtmann und der Stationsinspektor der neuen Bahn.

Aber der Propst sagte nicht ein Wort, sondern saß ganz still da wie zuvor, und da wurden sie wieder eifriger und selbstsicherer. Denn sie waren ja doch eigentlich in tiefster Seele überzeugt, daß der Propst in diesem Falle keine Einwände erheben konnte, sondern zu ihnen halten mußte. Denn daß die Auswanderung dem Lande zum Schaden gereichte, das war wohl unbestreitbar.

Und dann fingen sie an, von all den hellen Köpfen zu reden, die für Schweden verloren gingen, und von all dem Unternehmungsgeist, der nun einem andern Lande zugute kam.

Und einige sprachen von all jenen, die untergingen. Es gab ja hie und da einen, der dort draußen sein Glück machte, doch all die, die in Not und Elend verkamen, von denen hörte man nie etwas.

Und einige sagten, mit denen, die fortführen, wäre es ja nicht so arg, wenn sie nur den Verstand hätten, nicht diese Photographien nach Hause zu schicken, auf denen sie in Seide und Samt gekleidet waren; denn just diese Photographien machten die Leute hier da-

heim ganz krank vor Sehnsucht, auch draußen ihr Glück zu probieren.

Und einige sprachen davon, wie unnütz und schädlich es für die Menschen dieses Landes war, nach Amerika zu fahren. Man sah es ja. Wenn sie nach Hause zu Besuch kamen, dann waren sie ja so sonderbar und verdreht, daß man es kaum mit ihnen aushalten konnte.

Die ganze Zeit saß der Propst schweigend da, aber nun merkte einer, wie er den Kopf drehte und gleichsam ein kleines Sonnenfunkeln in seine Augen kam. Er stieß die andern an, und in dem Gespräch entstand sofort eine Pause, denn man wollte hören, was der Propst zu sagen hatte. Aber auch diesmal kam es nicht dazu, daß er sich äußerte. Und das war ja nicht zu verwundern. Es war ja ganz unmöglich, daß er in einer solchen Sache anders denken konnte als die andern.

Und sie sagten, es gäbe Kirchspiele, wo die Häuser verlassen und leer standen, und man kaum einen lebenden Menschen traf. In Gemeinden, wo mehrere tausend Menschen gewohnt hatten, fand man jetzt nicht mehr als einige hundert.

Und sie sagten, es sei doch seltsam, daß die Leute nicht einsähen, wie unrecht es war, das Land zu verlassen, wo sie aufgewachsen waren. Wo Vater und Mutter sich hatten durchschlagen können, da konnten doch auch die Kinder bleiben und ihr Auskommen finden.

Denen, die ihr Vaterland verlassen hatten, wurde es ja doch nie so recht wohl, sagte ein anderer. Solange man jung war, ging es ja noch, aber wenn einmal das Alter kam, dann kam auch die Sehnsucht nach dem alten Lande.

Der Propst schwieg noch immer. Er saß in dem Präsidentensessel zurückgelehnt, groß und breit, die Hände über dem Leib gefaltet.

Nun beugte er sich über den Tisch vor, und dann fragte er ganz sanftmütig, wieviele wohl aus diesem Kirchspiele nach Amerika gefahren sein mochten.

Ja, die genaue Ziffer konnte ja niemand so aus freier Hand sagen, aber daß es wenigstens fünfhundert waren, glaubten sie ganz bestimmt.

Da beugte sich der Propst noch weiter über den Tisch vor und sah die, die rings um ihn saßen, mit festem Blick an.

— Nun möchte ich euch alle, die ihr so gegen die Auswanderung seid, eines fragen, — sagte er. — Was würdet ihr mit all diesen fünfhundert anfangen, wenn sie wiederkämen? —

Und damit lehnte er sich wieder zurück und kreuzte die großen Hände über dem Leib wie zuvor.

Als der Propst diese Frage gestellt hatte, öffnete der Amtmann von Högbro sofort den Mund um zu sagen, daß dies das beste wäre, was geschehen könnte. Aber da fiel ihm ein, daß er einen Bruder hatte, der vor langer Zeit nach Amerika gefahren war. Und wenn der nun zurückkäme, dann würde er wohl auch

Anspruch auf den Besitz dieser Gemeindetrift erheben, die der Vater für ihn bestimmt hatte, aber für die er bisher keine Verwendung gehabt hatte. Und als der Amtmann nun daran dachte, welch gute Erde diese Trift hatte und wie er sie beackert und wieviel Arbeit er daran gewendet hatte, da preßte er die Lippen aufeinander und sagte kein Wort.

Der eine der Kaufleute hob auch den Kopf, er wollte sagen, daß der Tag, an dem die Amerikafahrer wiederkämen, ein Freudentag für ihn und für das ganze Kirchspiel sein würde. Aber da mußte er daran denken, daß dann auch eine Schwester von ihm wiederkommen würde, die ausgewandert war und sich dort draußen mit einem armen Burschen verheiratet hatte und nun als Witwe mit fünf oder sechs unversorgten Kindern dasaß, und daß es kein Spaß für ihn sein würde, diese ganze Gesellschaft auf den Hals zu bekommen. Und wie es nun war, so antwortete er dem Propst nicht, sondern fing an, seine Papiere zusammenzukramen, so als wollte er seiner Wege gehen.

Als der Stationsinspektor merkte, daß diese beiden, die den ganzen Abend so kühn ihre Meinung gesagt hatten, sich nicht aufraffen konnten, dem Propst zu antworten, wollte er eben rufen, an dem Tage, an dem die Amerikafahrer in seiner Station ausstiegen, würde er auf dem Bahnsteig stehen und ein Hurra auf sie ausbringen. Aber da fiel es ihm ein, daß er dort drüben eine hatte, der er einmal die Ehe versprochen und die er im Stich gelassen hatte. Das war

nun schon viele Jahre her, aber so alt er war, es wäre ihm doch nicht lieb gewesen, ihr zu begegnen und zu hören, was sie alles Schweres hatte durchmachen müssen, ohne eine hilfreiche Hand, die sie stützte. Und anstatt dem Propst Rede und Antwort zu stehen, erhob er sich und sagte, er müsse nun gehen und das Pferd anschirren.

Als der Stationsinspektor seiner Wege gegangen war, hörte man ein längeres Räuspern von dem Sägewerksbesitzer. Aber gerade als er die Stimme erheben und sagen wollte, er könnte leicht fünfhundert Menschen Obdach und Auskommen verschaffen — diese Sache hätte keinerlei Schwierigkeit — kam es ihm in den Sinn, daß, wenn all die Fortgefahrenen wiederkämen, auch ein Sohn von ihm zurückkehren würde, der so verkommen und entartet war, daß er für ihn, seine Frau und für sein ganzes Haus eine Qual gewesen war. Und ganz leise begann er sich vom Tische zu entfernen und ging ins Nebenzimmer, um seine Überkleider zu suchen.

Zugleich mit ihm standen zwei Bauern auf. Denn der eine von ihnen hatte einen guten Freund drüben, und dieser Freund hatte ihm einiges Geld zur Verwaltung geschickt. Dieses Geld hatte bis vor ganz kurzer Zeit gut verzinst in der Bank gelegen. Aber just vor ein paar Tagen hatte er sich genötigt gesehen, etwas davon zu entnehmen, um seiner Tochter die Hochzeit auszurichten. Und er konnte nicht behaupten, daß er wünschte, daß die Auswanderer zu-

rückkämen, bevor er diese Sache erledigt und geordnet hatte.

Der andere, der zugleich mit ihm aufgestanden war, hatte einen Sohn dort drüben, der guttat und Weihnachten und Ostern Geld nach Hause schickte. Und er wußte nicht, wie er sich auf seinem Hofe halten sollte, wenn diese Sendungen aufhörten.

Der Kommissar saß noch an dem Tische, aber er dachte an einen Mann, der für die ganze Gegend ein Schrecken und eine Pein gewesen war und ihn selbst zu wiederholten Malen an Leib und Leben bedroht hatte. Und er sagte zu sich selbst, daß es nicht gerade wünschenswert wäre, daß dieser Mann zurückkehrte. Und auch er stand auf und kehrte sich der Wand zu und blieb da stehen und sah sich ein paar große Touristenvereinsplakate an, die da hingen.

Nun war nur mehr der eine der Handelsleute an dem Tische sitzen geblieben; doch ihm war es schon die ganze Zeit klar, daß das größte Unglück, das ihn treffen könnte, wäre, wenn der alte Handelsmann zurückkehrte, der ihm den Laden verkauft hatte und eine so große Geschicklichkeit im Geschäft besaß, und ein so anziehendes Wesen gegen die Kunden, daß er allen Handel im ganzen Kirchspiel an sich gelockt hätte, wenn er nicht auf den Gedanken verfallen wäre auszuwandern.

Bis dahin war der Propst stumm dagesessen und hatte gewartet. Aber als er merkte, daß niemand mehr am Tische saß als der kleinste und ärmste der

Krämer, wandte er sich ihm zu. — Ja, was sagt Ihr zu der Sache, Söderberg? fragte er.

— Ich mein halt, wie's kommt, so ist's wohl am besten, — sagte der Krämer.

— Ja, das habe ich mir gedacht, — sagte der Propst. — Ich wußte schon, daß Ihr zu dieser Meinung kommen würdet, wenn Ihr Euch nur die Zeit nehmt, die Sache zu überdenken.

Der Sonnenfinsternistag

Da waren Stina vom oberen Eck und Lina vom Vogelhäusel und Kajsa vom Moorhof und Maja von der Hochalp und Beda vom Finnenwinkel und Elin, die neue Hausmutter im alten Soldatenquartier, und zwei oder drei andere alte Weiber.

Die wohnten alle miteinander am äußersten Ende des Kirchspieles, unter der Hochalp, in einer Gegend, die so steinig und unfruchtbar war, daß keiner der Großbauern daran gedacht hatte, die Hand darauf zu legen. Eine der Frauen hatte ihre Hütte auf einer kahlen Berghalde liegen, eine andere am äußersten Rande eines Moors, eine dritte hatte sie auf einem Hügel stehen, der so steil war, daß es schon eine rechte Arbeit war, hinaufzuklettern. Und wenn schon eine von den anderen ihre Hütte auf besserem Grunde errichtet hatte, so konnte man sicher sein, daß sie dafür so dicht unter der Hochalp lag, daß sie ihnen ganz die Sonne verdeckte, vom Herbstmarkt bis zu Mariä Verkündigung.

Und alle, wie sie da waren, hatten sie sich dicht neben der Hütte ein kleines Kartoffelfeld angelegt. Es war mit großer Mühe und Beschwerde geschehen, denn wenn es wahr ist, daß es dort unter dem Berge

viele verschiedene Arten von Erde gibt, so ist es auch wahr, daß sie alle schwer dazu zu bringen waren, Frucht zu tragen. Manche der Frauen hatten erst so viel Steine aus dem Acker jäten müssen, daß es für einen herrschaftlichen Stall gelangt hätte, andere hatten die Deiche so tief graben müssen wie Gräber, andere mußten die Erde Sack um Sack herbeischleppen und sie auf dem nackten Fels ausbreiten. Die es am besten hatten, mußten früh und spät gegen Unkraut und Disteln ankämpfen, die mit einer Kraft und Üppigkeit in die Höhe schossen, als glaubten sie, daß das ganze Kartoffelfeld eigens für sie angelegt sei.

Alle diese Frauen saßen allein in ihren Stuben, so lange der Tag war. Denn wenn sie auch einen Mann hatten, so ging er doch jeden Morgen in die Arbeit, und die Kinder gingen zur Schule. Einige von ihnen waren alt und hatten erwachsene Kinder, aber die waren nach Amerika gezogen. Einige hatten kleine Kinder, und die blieben wohl den ganzen Tag daheim, aber die konnte man ja nicht als Gesellschaft rechnen. So einsam, wie sie in ihren Stuben saßen, war es beinahe notwendig für sie, sich ab und zu einmal bei ein paar Tassen Kaffee zu treffen. Nicht, daß sie gerade immer so eines Sinnes gewesen wären oder gar so große Liebe füreinander gehegt hätten. Aber manche von ihnen wollten doch gern wissen, was die anderen trieben, und manche, die ganz unter dem Berge hausten, wurden schwermütig, wenn sie nicht ab und zu mit anderen Menschen sprechen konnten.

Manche mußten ihr Herz ausschütten und von dem letzten Brief aus Amerika erzählen, und andere wiederum waren von Natur aus lustig und gesprächig, und sehnten sich nach einer Gelegenheit, so große und gute Gottesgaben zu betätigen.

Es bot ja auch keine Schwierigkeit, ein Kaffeekränzchen zu veranstalten. Kaffeemaschinen und Tassen hatten sie alle, und Sahne konnte man im Herrenhof kaufen, wenn man keine eigene Kuh zum Melken hatte. Backwerk konnte man mit dem Meiereiwägelchen aus der Stadt vom Bäcker holen lassen, und Landkrämer, die Kaffee und Zucker verkauften, gab es überall. Nein, ein Kaffeefest auszurichten, das war die leichteste Sache der Welt. Schwer war es nur, einen Anlaß zu finden.

Denn alle, Stina vom oberen Eck und Kajsa vom Moorhof und Maja von der Hochalp und Lina vom Vogelhäusel und Beda vom Finnenwinkel und Elin, die neue Hausfrau im alten Soldatenquartier und die zwei oder drei anderen Alten waren einig darüber: mitten am blanken Werktag geht es nicht an, ein Kaffeefest zu geben. Wenn man die Zeit, die das Kostbare ist, das nicht wiederkehrt, so übel anwendet, kann man ja rein in schlechten Ruf kommen.

Und ebenso waren sie ganz einig, daß es nicht angehe, am Sonntag oder an einem hohen Feiertag eine Kaffeegesellschaft abzuhalten. Denn da hatten die Verheirateten Mann und Kinder daheim, so daß sie ohnehin Gesellschaft genug hatten. Und andere woll-

ten in die Kirche oder ins Bethaus gehen, einige wollten gern Besuch bei Verwandten machen, und einige wieder wollten es den ganzen Tag mäuschenstill in der Stube haben, damit sie so recht das Gefühl hatten, daß es Feiertag war.

Desto mehr mußte man bestrebt sein, alle anderen Gelegenheiten wahrzunehmen. Die meisten pflegten an ihren Namenstagen einzuladen. Andere feierten das große Ereignis, daß das Kleinste den ersten Zahn bekam oder die ersten Schritte gehen lernte. Für die, die Geldbriefe aus Amerika zu bekommen pflegten, war dies ja ein passender Anlaß, und ebenso ging es ja sehr wohl, die Nachbarinnen zusammen zu laden, um sich beim Stricken einer Decke oder beim Aufziehen eines Gewebes helfen zu lassen.

Aber dessen ungeachtet gab es lange nicht so viele Anlässe, als nötig gewesen wären. Und in einem Jahre begab es sich, daß eine der Alten ganz und gar ratlos war und sich nicht zu helfen wußte. Sie wußte, daß nun an ihr die Reihe war, ihre Nachbarinnen zu sich zu bitten, sie wollte auch nur zu gern ihre Pflicht erfüllen, aber sie konnte sich rein gar nichts ausdenken, das sie hätte feiern können.

Ihren eigenen Namenstag konnte sie nicht feiern, denn sie hieß Beda, und das war aus dem Kalender gestrichen, und einen anderen konnte sie auch nicht feiern, denn sie hatte all die Ihren auf dem Kirchhof. Sie war sehr alt, und die Decke, unter der sie lag, reichte sicherlich ihr Leben lang, und Briefe bekam

sie keine. Sie hatte eine Katze bei sich in der Stube, und die hatte sie freilich sehr lieb, auch ist es wahr, daß sie ebenso gut Kaffee trinken konnte wie sie selbst, aber sie konnte sich doch nicht entschließen, ein Fest für die Katze zu veranstalten.

Während sie so grübelnd umherging, las sie einmal ums andere in ihrem Kalender, denn sie meinte, daß sie daraus in so schwieriger Lage vielleicht einen guten Rat holen könnte. Sie fing beim Anfang an, mit dem Königshaus und der Erklärung der Zeichen, und las bis zu den Märkten des Jahres 1912 und den Postsendungen. Einmal ums andere las sie das Buch durch, ohne etwas zu finden, aber dann begann sie wieder von vorn, so als wüßte sie, daß die Hilfe doch von dort kommen würde.

Als sie zum sechstenmal das Buch durchlas, blieben ihre Blicke an Sonnen- und Mondfinsternissen haften. Das las sie, daß in dem Jahre des Heiles, das das neunzehnhundertundzwölfte nach Christi Geburt war, am 17. April eine Sonnenfinsternis eintreten würde. Sie würde um ein Uhr zwanzig Minuten nachmittags beginnen und um zwei Uhr neunundvierzig Minuten nachmittags enden und neun Zehntel des Sonnendurchmessers umfassen.

Dies hatte sie schon mehrmals gelesen, ohne darauf zu achten. Aber jetzt wurde es mit einemmal schimmernd klar in ihr. „Nun weiß ich, wie ich es machen muß," dachte sie.

Aber nur einen Augenblick war sie ihrer Sache

sicher. Gleich darauf wies sie den Gedanken wieder von sich. Sie hatte Angst, daß alle die anderen sie auslachen könnten.

Aber in den folgenden Tagen erinnerte sie sich immer wieder daran, was ihr beim Lesen des Kalenders eingefallen war, und schließlich begann sie zu erwägen, ob sie sich nicht doch an die Sache wagen sollte.

Denn wenn sie es so recht bedachte: was für einen Freund hatte sie auf der Welt, den sie lieber mochte als die Sonne? Die Hütte lag so, daß im Winter kein Sonnenstrahl hineinfiel, da ging sie herum und zählte nur immer die Tage bis zum Frühling, wo die Sonne wieder zu ihr zurückkehrte. Die Sonne war doch die einzige, nach der sie sich sehnte, die einzige, die immer sanft und hold gegen sie war, und von der sie nicht genug haben konnte. Sie fühlte sich alt, und sie war alt. Die Hände zitterten ihr, als ginge sie in beständigen Fieberschauern herum. Wenn sie in den Spiegel sah, da fand sie sich so weiß und farblos, als hätte sie auf der Bleiche gelegen. Nur wenn sie in starkem, warmem, reich strömendem Sonnenschein stand, hatte sie das Gefühl, daß sie eine Lebende war und nicht ein wandernder Leichnam.

Je mehr sie an die Sache dachte, desto sicherer wurde sie, daß es keinen Tag im ganzen Jahre gab, den sie lieber feiern wollte, als diesen, wo ihre Freundin, die Sonne, mit dem Dunkel kämpfen und nach herrlichem Sieg in neuer, strahlender Pracht aufgehen sollte.

Es war nicht mehr weit bis zum 17. April, aber sie hatte doch noch Zeit, zu einem Kaffeefest zu rüsten. Und als der Sonnenfinsternistag kam, da saßen alle, Stina und Lina und Kajsa und Maja und all die anderen, bei Beda im Finnenwinkel und tranken Kaffee. Sie tranken zweiten Nachguß und dritten Nachguß, und sie sprachen über alles mögliche, unter anderem auch darüber, daß sie gar nicht wüßten, warum Beda dieses Fest gab. Und unterdessen ging die Sonnenfinsternis ihren regelrechten Gang, aber sie dachten weiter nicht viel daran. Nur einen Augenblick, als sie auf ihrem Höhepunkt war, als der Himmel schwarzgrau wurde und alles in der Natur einen bleifarbenen Überzug zu haben schien und ein heulender Wind herangesaust kam, der den Klang der Posaunen des Jüngsten Gerichtes und des Weltuntergangs hatte, da wurde ihnen doch recht gruselig zumute, aber dann schenkten sie sich eine frische Tasse Kaffee ein, und es ging vorüber.

Als das Ganze vorbei war und die Sonne im Kampf gesiegt hatte und so blinkend froh am Himmel strahlte, da sahen sie, wie die alte Beda ans Fenster trat und mit gefalteten Händen stehen blieb. Sie blickte über den sonnenbeschienenen Berghang hin, und dann begann sie zu singen:

„Die goldne Sonne zeiget sich
Am blauen Himmelszelt.
Aus frohem Herzen preise ich
Dich, Gott und Herr der Welt."

6*

Dünn und durchsichtig stand sie am Fenster, aber während sie so sang, umspielten sie die Sonnenstrahlen so, als wollten sie ihr von ihrem Leben, ihrer Farbe und ihrer Kraft geben.

Als sie den Psalmvers beendigt hatte, sah sie die anderen an und sagte gleichsam entschuldigend:

„Seht ihr, ich habe doch keine bessere Freundin als die Sonne, und darum wollte ich das Fest am Sonnenfinsternistag geben. Ich wollte, daß wir alle zusammenkommen, um sie willkommen zu heißen, wenn sie aus dem Dunkel tritt."

Nun begriffen alle die Absicht der Alten. Sie waren gerührt und fingen an, gut von der Sonne zu reden. Sie sagten von ihr, daß sie gleich gut gegen arm und reich sei. Wenn sie an einem Wintertag in eine Hütte komme, dann sei das ebenso schön wie ein Herdfeuer, und wenn sie nur scheine, sei es eine Lust zu leben, was für Sorgen man auch zu tragen habe.

Als sie von dem Fest heimgingen, da waren sie alle miteinander fröhlich und vergnügt. Sie fühlten sich reicher und geborgener, weil sie auf den Gedanken gekommen waren, welch gute und treue Freundin sie doch an der Sonne hatten.

Aber weil dies eine große Sonnenfinsternis war, bei der ganze neun Zehntel der Sonnenscheibe verdeckt waren, erregte sie überall, wo sie sichtbar wurde, großes Aufsehen. Gelehrte Forscher zogen mit ihren Instrumenten aus, um zu messen und zu rechnen. Gewöhnliche Leute schwärzten Gläser und Operngucker

und standen lange da und guckten die Sonne an. Die Schulkinder durften die Klassenzimmer verlassen, damit sie sich an der Sonnenfinsternis satt sehen konnten. Die Zeitungen brachten lange Berichte, wie der Himmel seine Farbe verändert hatte, wie der Vogelgesang verstummt war und wie dunkel es gewesen war, als sie ihren Höhepunkt erreichte.

Aber wieviel Aufsehen es auch der Sonnenfinsternis wegen gab, so habe ich doch nicht gehört, daß irgend jemand ein Fest veranstaltet hätte, um die Sonne zu feiern, als sie siegreich aus der Verdunkelung trat — außer der alten Beda im Finnenwinkel.

Die Legende des Luziatags

Vor vielen hundert Jahren lebte im südlichen Teil von Värmland eine reiche geizige alte Frau, die Frau Rangela geheißen wurde. Sie hatte eine Burg — oder vielleicht sollte man richtiger sagen, einen befestigten Hof — an der schmalen Mündung einer Bucht, die der Vänersee tief ins Land schnitt, und über diese Mündung hatte sie eine Brücke gebaut, die so aufgezogen werden konnte, wie die Zugbrücke über einen Burggraben. Hier an der Brücke hielt Frau Rangela eine starke Wache von Knechten, und vor den Wegfahrenden, die sich bequemten, das Brückengeld zu entrichten, das sie verlangte, ließ die Wache alsogleich die Brücke herab, aber für die anderen hingegen, die sich ihrer Armut wegen oder aus irgendeinem anderen Grunde weigerten zu bezahlen, blieb sie hochgezogen, und da es keine Fähre gab, blieb diesen nichts anderes übrig, als einen Umweg von mehreren Meilen zu machen, um die Bucht zu umgehen.

Frau Rangelas Beginnen, auf diese Weise Steuern von den Wegfahrenden einzuheben, erregte viel Unmut, und vermutlich hätten die trotzigen Bauern, die sie zu Nachbarn hatte, sie schon längst gezwungen,

ihnen freien Durchlaß zu gewähren, hätte sie nicht einen mächtigen Freund und Beschützer in Herrn Eskil auf Börtsholm gehabt, dessen Ländereien an Frau Rangelas Grund und Boden grenzten. Dieser Herr Eskil, der eine wirkliche Burg mit Mauern und Türmen bewohnte, der so reich war, daß sein gesamter Grundbesitz einen ganzen Sprengel ausmachte, der, von sechzig gewappneten Dienern gefolgt, durchs Land ritt, und obendrein ein wohlgelittener Ratgeber des Königs war, der war nicht nur ein guter Freund Frau Rangelas, sondern es war ihr auch gelungen, ihn zu ihrem Eidam zu machen, und unter sotanen Umständen war es nur natürlich, daß niemand es wagte, die geizige Frau in ihrem Tun und Lassen zu stören.

Jahr für Jahr setzte Frau Rangela unangefochten ihr Treiben fort, als ein Ereignis eintrat, das ihr recht große Unruhe bereitete. Ihre arme Tochter starb ganz unvermutet, und Frau Rangela sagte sich, daß ein Mann wie Herr Eskil mit acht minderjährigen Kindern und einem Hofstaat, der dem eines Königs zu vergleichen war, wohl bald eine neue Ehe eingehen würde, namentlich da er noch durchaus nicht so alt war. Aber wenn die neue Frau etwa Frau Rangela feindselig gesinnt war, konnte dies ihr sehr schädlich werden. Es war für sie fast noch notwendiger, mit der Frau auf Börtsholm auf gutem Fuße zu stehen als mit ihrem Manne. Denn Herr Eskil, der viele große Dinge zu vollbringen hatte, befand sich

stets auf Reisen, und unterdessen oblag es seiner Gattin, im Hause und in der Umgegend zu schalten und zu walten.

Frau Rangela erwog die Sache reiflich, und als das Begräbnis vorüber war, ritt sie eines Tages nach Börtsholm hinüber und suchte Herrn Eskil in seinem Gemach auf. Da leitete sie das Gespräch damit ein, daß sie ihn an seine acht Kinder erinnerte und an die Pflege, deren sie bedurften, an seine zahllose Dienerschar, die beaufsichtigt, verköstigt und gekleidet werden mußte, an seine großen Gastmähler, zu denen er nicht zögerte, Könige und Königssöhne einzuladen, an den großen Ertrag seiner Herden, seiner Äcker, seiner Jagdreviere, seiner Bienenkörbe, seiner Hopfenpflanzungen, seiner Fischereien, der im Haupthause verwertet und bearbeitet werden mußte, kurzum an alles, was seine Frau zu verwalten gehabt hatte, und rief auf diese Weise ein recht beängstigendes Bild der großen Schwierigkeiten hervor, denen er nach ihrem Hinscheiden entgegenging.

Herr Eskil hörte mit der Ehrerbietung zu, die man einer Schwiegermutter schuldig ist, aber auch mit einem gewissen Bangen. Er fürchtete, all dies hätte zu bedeuten, daß Frau Rangela sich erbötig machen wollte, seine Hausvorsteherin auf Börtsholm zu werden, und er mußte sich sagen, daß diese alte Frau mit ihrem Doppelkinn und ihrer Hakennase, ihrer groben Stimme und ihrem bäurischen Gehaben keine erfreuliche Gesellschaft in seinem Hause sein würde.

„Lieber Herr Eskil," fuhr Frau Rangela fort, die sich möglicherweise der Wirkung ihrer Rede nicht unbewußt war. „Ich weiß, daß sich Euch nun Gelegenheit zu den allervorteilhaftesten Heiraten bietet, aber ich weiß auch, daß Ihr reich genug seid, mehr auf die Wohlfahrt Eurer Kinder zu sehen als auf Brautschatz und Erbe, und darum möchte ich Euch vorschlagen, eine der jungen Basen meiner Tochter zu ihrer Nachfolgerin zu wählen."

Herrn Eskils Antlitz erhellte sich sichtlich, als er hörte, daß es eine junge Anverwandte war, die seine Schwiegermutter befürwortete, und diese fuhr mit gesteigerter Zuversicht fort, ihn zu überreden, sich mit ihres Bruders Sten Folkessons Tochter Luzia zu vermählen, die diesen Winter, am Luzia-Tage, ihr achtzehntes Jahr vollendete. Sie war bisher bei den frommen Frauen im Kloster Riseberga erzogen und daselbst nicht nur zu guten Sitten und strenger Gottesfurcht angehalten worden, sondern sie hatte auch in dem großen Klosterhaushalt gelernt, einem herrschaftlichen Hause vorzustehen. „Wenn ihr nicht Jugend und Armut hinderlich sind," sagte Frau Rangela, „solltet Ihr sie wählen. Ich weiß, daß meine dahingegangene Tochter ihr leichten Herzens die Pflege ihrer Kinder anvertraut hätte. Sie braucht nicht aus dem Grabe zu ihren Kleinen zurückzukehren wie Frau Dyrit auf Oerebus, wenn Ihr ihnen ihre Base zur Stiefmutter gebt."

Herr Eskil, der niemals Zeit hatte, an seine eige-

nen Angelegenheiten zu denken, empfand große Dankbarkeit gegen Frau Rangela, die ihm eine so passende Heirat vorschlug. Er erbat sich freilich ein paar Wochen Bedenkzeit, aber schon am zweiten Tage gab er Frau Rangela Vollmacht, für ihn zu unterhandeln. Und sobald es in Hinsicht der Ausrüstung, der Hochzeitsvorbereitungen und des Anstandes tunlich war, wurde die Hochzeit gefeiert, so daß die junge Frau ihren Einzug in Börtsholm zeitig im Vorfrühling hielt, einige Monate nachdem sie ihr achtzehntes Lebensjahr vollendet hatte.

Wenn Frau Rangela bedachte, welche Dankbarkeit diese ihre Bruderstochter ihr schuldig war, weil sie sie zur Frau auf einer so reichen und stattlichen Burg gemacht, kann man wohl sagen, daß sie größere Zuversicht empfand, als da noch ihre eigene Tochter da regierte. In ihrer Freude erhöhte sie die Abgaben an der Brücke noch um einiges und verbot es den Nachbarn strenge, den Wanderern im Boot über den Sund zu helfen, damit nur ja niemand sich der Steuer entzog.

Da geschah es nun an einem schönen Frühlingstag, als Frau Luzia einige Monate auf Börtsholm gewohnt hatte, daß ein Zug kranker Pilger, die auf dem Wege zur heiligen Dreifaltigkeitsquelle im Dorfe Sätra in Westmanland waren, über die Brücke gelassen zu werden verlangten. Diese Menschen, die ausgezogen waren, um ihre Gesundheit wiederzugewinnen, waren es gewohnt, daß die am Wege Wohnenden

ihre Wanderung in jeder Weise erleichterten, und es widerfuhr ihnen weit öfter, daß sie Geld erhielten, als daß sie solches auszugeben brauchten.

Frau Rangelas Brückenwächter hatten jedoch strengen Befehl, keinerlei Nachsicht zu zeigen, am allerwenigsten gegen diese Art von Wanderern, die sie im Verdacht hatte, nicht so krank zu sein, als sie sich stellten, und aus reiner Faulheit im Lande herumzuziehen.

Als den Kranken nun die freie Überfahrt verweigert wurde, erhob sich unter ihnen ein Jammern sondergleichen. Die Lahmen und Verkrüppelten wiesen auf ihre verkrümmten Glieder und fragten, wie jemand so hartherzig sein könne, ihre Wanderschaft um einen ganzen Tagesmarsch zu verlängern, die Blinden fielen auf dem Wege auf die Knie und suchten sich zu den Brückenwächtern hinzutasten, um ihnen die Hände zu küssen, während einige der Verwandten und Freunde der Kranken, die ihnen unterwegs beistanden, ihre Taschen und Beutel vor den Augen der Wächter umkehrten, um zu zeigen, daß sie wirklich leer waren.

Aber die Knechte standen ganz ungerührt da, und die Verzweiflung der Armen kannte keine Grenzen, als zu ihrem Glück die Schloßfrau von Börtsholm in Gesellschaft ihrer Stiefkinder über die Bucht gerudert kam. Als sie den Lärm hörte, eilte sie herbei, und sowie sie erfahren hatte, um was es sich handelte, rief sie: „Nichts leichter, als dieser Sache ab-

zuhelfen. Die Kinder gehen hier ein wenig ans Land und besuchen ihre Großmutter, Frau Rangela, und mittlerweile werde ich diese bresthaften Wanderer in meinem Boot über den Sund bringen."

Die Wächter sowohl wie die Kinder, die wußten, daß mit Frau Rangela nicht zu spaßen war, wenn es sich um ihr teures Brückengeld handelte, suchten die junge Frau durch Mienen und Zeichen zu warnen, aber sie merkte nichts oder wollte vielleicht nichts merken. Denn diese junge Frau war in allem das Gegenteil ihrer Muhme, Frau Rangela. Schon seit ihrer frühesten Kindheit hatte sie die heiligkeitsgekrönte sizilianische Jungfrau Luzia, die ihre Schutzpatronin war, geliebt und verehrt, und sie getreulich in ihrem Herzen getragen als ihr Vorbild. Dafür hatte die Heilige ihr ganzes Wesen mit Licht und Wärme durchdrungen; dies zeigte sich schon in ihrem Äußeren, das von schimmernder Durchsichtigkeit und Feinheit war, so daß man beinahe Angst hatte, daran zu rühren.

Unter vielen freundlichen Worten führte sie nun die Kranken über den Sund, und als der Letzte der Schar an dem ersehnten Ufer gelandet war, verließ sie sie, so überschüttet von Segenswünschen, daß, wenn derlei Gut so schwerwiegend wäre, als es wertvoll ist, ihr Nachen auf den Grund gegangen wäre, ehe sie ihn noch über den Sund führen konnte.

Segnungen und gute Wünsche taten ihr auch sehr not, denn von Stund an begann ihre Muhme, Frau Ran-

gela, zu befürchten, daß sie von ihrer Bruderstochter keine Unterstützung erwarten konnte, und sie bereute bitterlich, daß sie sie zu Herrn Eskils Gemahl gemacht. Sie, die mit solcher Leichtigkeit die arme Jungfrau erhöht hatte, faßte den Entschluß, sie, ehe sie noch weiteren Schaden stiften konnte, aus ihrer hohen Stellung herabzureißen und sie in ihre frühere Unbemerktheit zurückzuversetzen.

Um ihrer Bruderstochter leichter etwas anhaben zu können, verbarg sie jedoch bis auf weiteres ihre bösen Absichten und besuchte sie recht oft in Börtsholm. Da tat sie ihr Bestes, solchen Unfrieden zwischen den Hausgenossen und der jungen Schloßfrau zu stiften, daß diese ihres Amtes vielleicht müde wurde. Aber zu ihrer großen Verwunderung mißlang ihr dies vollständig. Dies mochte zum Teil daher kommen, daß Frau Luzia es ungeachtet ihrer Jugend verstand, ihr Haus in trefflicher Ordnung zu halten, aber der eigentliche Grund war wohl der, daß Kinder wie Diener zu merken glaubten, daß die neue Hausfrau unter einer mächtigen himmlischen Schutzmacht stand, die ihre Widersacher strafte und all jenen, die ihr willig und gut dienten, unerwartete Vorteile verschaffte.

Frau Rangela merkte bald, daß sie hier nichts erreichen konnte, aber sie wollte die Hoffnung nicht aufgeben, bevor sie nicht auch einen Versuch mit Herrn Eskil gemacht hatte. Der weilte jedoch diesen Sommer meistens am Königshof, von langen und schwierigen Unterhandlungen festgehalten. Kam er einmal

für ein paar Tage heim, so widmete er seine Zeit hauptsächlich den Vögten und Jägern. Den weiblichen Bewohnern von Börtsholm schenkte er nur zerstreute Aufmerksamkeit, und auch wenn Frau Rangela auf Besuch kam, hielt er sich fern, so daß es ihr niemals gelang, ihn unter vier Augen zu sprechen.

An einem schönen Sommertag, als Herr Eskil sich auf Börtsholm befand und gerade in seiner Stube im Gespräch mit seinem Stallvogt saß, widerhallte die Burg von so überlauten Schreien, daß er sein Gespräch mit dem Vogte unterbrach und hinauseilte, um zu sehen, was es gäbe.

Da fand er, daß seine Schwiegermutter, Frau Rangela, vor dem Burgtor zu Pferde saß und ärger kreischte als eine Horneule.

„Ach, Eure armen Kinder, Herr Eskil!" rief sie. „Sie sind in Seenot geraten. Sie kamen heute morgens an mein Ufer gerudert, aber auf dem Heimweg muß sich ihr Boot mit Wasser gefüllt haben. Ich sah von daheim, wie schlimm es ihnen erging und bin schnurstracks hergeritten, um zu warnen. Ich sage auch, wenn schon Eure Frau meine eigene Brudertochter ist, es war schlecht von ihr, die Kinder allein in einem so morschen Boot fortzulassen. Das sieht in Wahrheit nach einem Stiefmutterstreich aus."

Herr Eskil verschaffte sich mit einigen raschen Fragen Kenntnis, in welcher Richtung die Kinder sich befanden, und eilte dann, vom Vogte gefolgt, zur Bootstelle hinunter. Aber sie waren noch nicht weit ge-

kommen, als sie Frau Luzia mit der ganzen Kinderschar den steilen Pfad heraufkommen sahen, der vom See nach Börtsholm führte.

Die junge Burgfrau hatte die Kinder diesmal nicht auf ihrer Fahrt begleitet, sondern war daheim ihren Verrichtungen nachgegangen. Aber es war so, als hätte sie eine Warnung der mächtigen himmlischen Helferin erhalten, die über sie wachte, denn ganz plötzlich hatte sie die Burg verlassen, um nach ihnen zu suchen. Da hatte sie gesehen, wie sie durch Winken und Schreien Hilfe vom Ufer herbeizurufen suchten, sie war in ihrem eigenen Boot zu ihnen hinausgeeilt, und es war ihr im letzten Augenblick gelungen, sie aus dem sinkenden Fahrzeug in das ihre hinüberzuretten.

Als nun Frau Luzia und ihre Stiefkinder den Strandweg hinaufwanderten, war sie so darein vertieft, die Kinder auszufragen, wie sie in eine so arge Lage geraten waren, und diese so eifrig zu erzählen, daß sie gar nicht sahen, daß Herr Eskil ihnen entgegenkam. Aber er, der durch Frau Rangelas Worte von einem Stiefmutterstreich etwas nachdenklich geworden war, gab rasch seinem Vogt einen Wink und stellte sich mit ihm hinter einen der Heckenrosensträucher, die groß und üppig, fast den ganzen Strandhügel bedeckten, auf dem Börtsholm gelegen war.

Da hörte Herr Eskil, wie die Kinder Frau Luzia auseinandersetzten, daß sie in einem guten Boote von daheim fortgefahren seien, aber indes sie bei Frau Rangela zu Gaste waren, war ihr Fahrzeug mit einem

alten schlechten vertauscht worden. Sie hatten den Tausch erst bemerkt, als sie schon weit draußen auf dem See waren und das Wasser bereits von allen Seiten hereinzuströmen begann, und sicherlich wären sie umgekommen, wenn ihre liebe Frau Mutter ihnen nicht so schleunig zu Hilfe gekommen wäre.

Es sah aus, als dämmerte Frau Luzia eine Ahnung auf, wie es sich in Wahrheit mit dieser Vertauschung der Boote verhielt, denn sie blieb totenbleich mitten auf dem Abhang stehen, mit tränenvollen Augen, die Hände ans Herz gedrückt. Die Kinder drängten sich um sie, um sie zu trösten. Sie sagten ihr, daß sie ja der Gefahr heil entronnen waren, aber sie blieb kraftlos und regungslos.

Da legten die zwei ältesten der Stiefkinder, ein paar kräftige junge Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren, ihre Hände zu einer kleinen Bahre zusammen und trugen sie so die Anhöhe hinauf, während die jüngeren, lachend und in die Hände klatschend, nachfolgten.

Während die kleine Schar so zwischen blühenden Rosen im Triumph nach Börtsholm hinanzog, stand Herr Eskil recht versonnen da und blickte Weib und Kindern nach. Die junge Frau wahr ihm sehr hold und seltsam strahlend erschienen, als sie an ihm vorbeigetragen ward, und vielleicht wünschte er, daß Alter und Würde ihm gestattet hätten, sie in seine Arme zu nehmen und sie in seine Burg zu tragen.

Vielleicht auch, daß Herr Eskil in diesem Augenblick bedachte, wie wenig Glück und wieviel Mühsal

er im Dienste der hohen Herrschaften hatte, während vielleicht Friede und Freude seiner hier am eigenen Herde harrte. Diesen ganzen Tag schloß er sich wenigstens nicht in seine Kammer ein, sondern verbrachte die Zeit damit, mit seiner Gemahlin zu plaudern und den Spielen der Kinder zuzusehen.

Frau Rangela hingegen sah all dies mit großem Mißbehagen und beeilte sich, Börtsholm so rasch zu verlassen, als es anstandshalber ging. Aber da niemand sie ernsthaft zu bezichtigen wagte, das Leben ihrer Enkelkinder aufs Spiel gesetzt zu haben, um Frau Luzia die Ungnade ihres Herrn und Gebieters zuzuziehen, so wurde der freundschaftliche Umgang nicht abgebrochen, und sie konnte sich wie bisher bemühen, die junge Burgfrau ihrer hohen Stellung zu berauben.

Lange genug sah es doch aus, als sollten alle Versuche der alten Frau mißlingen, denn Frau Luzias gutes Herz und ihr unantastbares Betragen machte sie im Verein mit der Hilfe ihrer himmlischen Schutzpatronin unverwundbar für alle Angriffe. Aber gegen Herbst ließ sich zu Frau Rangelas großer Freude ihre Bruderstochter auf ein Vorhaben ein, das Herr Eskil kaum umhin konnte zu mißbilligen.

Dieses Jahr war die Ernte auf Börtsholm so reichlich ausgefallen, daß sie die des vorigen Jahres, ja aller vorangegangenen Jahre, solange man zurückdenken konnte, bei weitem übertraf. Ebenso hatten sich Jagd und Fischerei mehr als doppelt so einträglich

erwiesen als gewöhnlich. Die Bienenkörbe quollen von Honig und Wachs über, und die Hopfengärten strotzten von Hopfen. Die Kühe schenkten Milch im Überfluß, die Wolle der Schafe wurde lang wie Gras, und die Schweine fraßen sich so fett, daß sie sich kaum rühren konnten. Alle, die auf der Burg wohnten, merkten diesen reichen Segen, und sie zögerten nicht, zu sagen, daß er um Frau Luzias willen auf den Hof einströmte.

Aber während man nun auf Börtsholm eifrig damit beschäftigt war, alle Erträgnisse des Jahres zu bergen und zu verwerten, zeigten sich da eine große Menge notleidender Menschen, die alle vom östlichen oder nordöstlichen Ufer des großen Vänersees kamen. Sie schilderten mit vielen Tränen und kläglichen Gebärden, wie die ganze Gegend, aus der sie kamen, von einem Feindesheer heimgesucht war, das sengend, plündernd und mordend dahinzog. Die Kriegsknechte hatten solche Niedertracht an den Tag gelegt, daß sie sogar das Korn in Brand gesteckt, das noch ungeerntet auf dem Acker stand, und alle Viehherden mit sich fortgetrieben hatten. Die Menschen, die mit dem Leben davongekommen waren, gingen dem Winter ohne ein Dach über dem Kopfe und ohne Lebensmittel entgegen. Einige waren auf den Bettel ausgezogen, andre hielten sich in den Wäldern verborgen, andre wieder wanderten auf den Brandstätten herum, unfähig, irgendeine Arbeit vorzunehmen, nur über alles wehklagend, was sie verloren hatten.

Als Frau Luzia diese Erzählungen hörte, quälte sie der Anblick all der Lebensmittel, die sich nun in Börtsholm anhäuften. Schließlich wurde der Gedanke an die hungernden Menschen auf der andern Seite des Sees in ihr so übermächtig, daß sie kaum einen Bissen Speise an die Lippen führen konnte.

Immerzu dachte sie an Erzählungen, die sie im Kloster gehört, von heiligen Männern und Frauen, die sich bis auf den bloßen Körper ausgeplündert hatten, um den Armen und Elenden zu helfen. Und vor allem erinnerte sie sich, wie ihre eigene Schutzpatronin, die heilige Luzia von Syrakus, in der Barmherzigkeit gegen einen heidnischen Jüngling, der sie um ihrer schönen Augen willen liebte, so weit gegangen war, daß sie ihre Augen aus den Höhlen gerissen und sie ihm blutig und erloschen geschenkt hatte, um ihn dadurch von seiner Liebe zu ihr zu heilen, die eine christliche Jungfrau war und ihm nicht angehören konnte. Die junge Frau quälte und ängstigte sich aufs höchste bei diesen Erinnerungen, und sie empfand große Verachtung vor sich selbst, daß sie von soviel Not hören konnte, ohne einen ernsten Versuch zu machen, ihr zu steuern.

Während sie noch von diesen Gedanken gequält wurde, kam Botschaft von Herrn Eskil, daß er in des Königs Auftrag eine Reise nach Norwegen machen mußte und nicht vor Weihnachten daheim erwartet werden konnte. Aber dann würde er nicht nur von seinen eigenen sechzig Mannen begleitet sein, sondern

7*

auch von einer großen Schar Verwandten und Freunden, weshalb er Frau Luzia bitten ließ, sich auf ein großes und langandauerndes Gastmahl gefaßt zu machen.

Am selben Tag, an dem Frau Luzia so erfuhr, daß ihr Gatte im Herbst nicht heimkommen werde, ging sie daran, die Angst zu stillen, die sie nun schon so lange quälte. Sie ließ ihren Leuten befehlen, all die Lebensmittel, die in Börtsholm aufgespeichert waren, an den Strand hinunterzubringen. So wurde denn der ganze Wintervorrat der Burg auf Schuten und Kähne verladen, sicherlich zur höchlichen Verwunderung aller Bewohner der Burg.

Als Keller und Vorratskammern gründlich geleert waren, begab sich Frau Luzia, von ihren Kindern, ihren Dienern und Dienerinnen gefolgt, an Bord eines wohlbemannten Schiffes, und während sie in Börtsholm nur einige alte Wächter zurückließ, denen sie die Obhut über die Burg anvertraute, ließ sie sich mit ihrer ganzen Ladung auf den großen See hinausrudern, der vor ihr lag, uferlos wie ein Meer.

Über diese Fahrt Frau Luzias finden sich viele alte Überlieferungen und Aufzeichnungen vor. So wird erzählt, daß der Teil des Vänerufers, an dem der Feind am schlimmsten gehaust hatte, bei ihrer Ankunft von seinen Einwohnern nahezu ganz verlassen war, Frau Luzia war ganz mutlos herangerudert und hatte nach irgendeinem Zeichen von Leben und Bewegung ausgespäht, aber kein Rauch war zum Him-

mel aufgestiegen, kein Hahn hatte gekräht, keine Kuh gebrüllt.

Hier hauste doch noch in einem Kirchspiel ein alter Pfarrer, der Herr Kolbjörn genannt ward. Er hatte nicht mit seinen Schäflein ziehen wollen, als diese aus ihren zerstörten Häusern flüchteten, weil er den Pfarrhof und die Kirche voll Kriegsverwundeter hatte. Er war bei diesen geblieben, hatte ihre Wunden verbunden und das Wenige, was er sein eigen nannte, unter sie verteilt, ohne sich selbst Nahrung oder Ruhe zu gönnen. Davon war er so ermattet, daß er sich dem Tode nahe fühlte. So hatte denn an einem der dunkelsten Herbsttage, als schwere Wolken sich über den See türmten, als das Wasser sich mit schwarzen Wogen heranwälzte und die Düsterkeit der Natur all die Hoffnungslosigkeit und Not noch steigerte, der arme Herr Kolbjörn, der keine Messe mehr zu lesen vermochte, versucht, den Strang der Kirchenglocke zu ziehen, um damit Gottes Segen auf seine Kranken herabzurufen. Und sieh da! Kaum waren die ersten Glokkentöne verklungen, als eine kleine Flotte, aus Schiffchen und Prahmen bestehend, ans Land gerudert kam. Und aus einem Schiffe stieg eine schöne junge Frau ans Land, mit einem Antlitz, das von Licht durchschimmert war. Vor ihr gingen acht herrliche Kinder, und hinter ihr kam eine lange Reihe von Dienern, die alle erdenklichen Lebensmittel trugen: ganze gebratene Kälber und Schafe, lange Spieße voll trockener Brotlaibe, Tonnen mit Dünnbier und Säcke voll

Mehl. Hilfe war in letzter Stunde gekommen, gleichsam durch ein Wunder.

Nicht weit von Herrn Kolbjörns Kirche, auf einer Landzunge, die scharf in den See hinausschoß und Scherenspitze genannt wurde, hatte seit urdenklichen Zeiten ein alter Bauernhof gestanden. Er war nun niedergebrannt und ausgeplündert, aber der Besitzer, ein siebzigjähriger Mann, hatte solche Liebe zu dem Hof, daß er es nicht übers Herz bringen konnte, ihn zu verlassen. Bei ihm war seine alte Ehefrau geblieben, ein kleiner Enkel und eine Enkelin. Diese hatten eine Zeitlang durch Fischerei ihr Leben gefristet, aber eines Nachts hatte der Sturm ihre Gerätschaften zerstört, und seither saßen sie unter den Trümmern da und warteten auf den Hungertod. Während sie so harrten, mußte der Bauer an seinen Hund denken, der mitten unter ihnen lag, geduldig verschmachtend. Er ergriff einen Knüttel, und mit seinen letzten Kräften schlug er nach dem Hunde, um ihn zu vertreiben, denn er wollte nicht, daß das Tier für etwas sterbe, was es gar nicht anging. Aber bei dem Schlage heulte der Hund laut auf und lief davon. Die ganze Nacht strich er unablässig heulend um den Hof herum. Und man hörte ihn weit hinaus auf den See, und ehe noch der Tag anbrach, ruderte Frau Luzia, von dem Gebell geleitet, mit Rettung und Hilfe ans Land.

Noch weiter weg lag ein kleines, von Mauern umfriedetes Haus, wo heilige Frauen wohnten, die Gott

gelobt hatten, es niemals zu verlassen. Gegen diese frommen Schwestern hatten die Kriegführenden so viel Rücksicht gezeigt, daß sie sie selbst und ihr Haus verschont hatten, aber ihren ganzen Wintervorrat hatten sie ihnen geraubt. Das einzige, was sie behalten durften, war ein Taubenschlag voll Tauben, und diese hatten sie eine nach der andern geschlachtet, bis nur mehr eine einzige übrig war. Aber diese Taube war sehr zahm, und die frommen Frauen hatten sie so lieb, daß sie ihr Leben nicht dadurch verlängern wollten, sie zu essen, sondern den Taubenschlag öffneten und ihr die Freiheit schenkten. Da stieg die weiße Taube zuerst hoch zum Himmel auf, dann schoß sie herab und setzte sich auf den Dachfirst. Aber als Frau Luzia am Ufer vorbeiruderte, nach jemandem ausspähend, der der Hilfe bedurfte, sah sie die Taube und sagte sich, daß, wo sie war, es auch noch Menschen geben mußte. Und sie landete und schenkte den frommen Frauen so viele Nahrungsmittel, als sie brauchten, um den Winter zu durchleben.

Noch weiter südwärts hatte am Vänerstrand ein kleiner Marktflecken gelegen, der ebenfalls eingeäschert und geplündert war. Einzig und allein die langen Pfahlbrücken, an denen die Schiffe in früheren Tagen anzulegen pflegten, standen noch da. Hier unter diesen Brücken hatte sich in den Tagen der Zerstörung ein Mann, der Krämer-Lasse genannt wurde, mit seiner Frau verborgen, und während das Kampfgetümmel über ihnen raste, hatte sie da ein Kind geboren.

Aber seither war sie so schwer krank, daß sie nicht fliehen konnte, und der Mann war bei ihr geblieben. Nun war ihr Elend sehr groß, und tagtäglich bat die Frau den Mann, doch an sich selbst zu denken und sie ihrem Schicksal zu überlassen, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, sondern weigerte sich. Da versuchte sie sich eines Nachts aus ihrem Schlupfwinkel zu erheben und sich mit dem Kinde ins Wasser hinabgleiten zu lassen, denn sie dachte, wenn sie einmal tot waren, würde er fliehen und so sein Leben retten. Aber das Kind schrie in dem kalten Wasser laut auf, und der Mann erwachte. Er brachte sie beide wieder ans Land, aber das Kind war so erschrocken, daß es die ganze Nacht hindurch schrie. Und das Geschrei drang übers Wasser und rief die redliche Helferin herbei, die suchend und harrend über den See ruderte.

Solange sie noch Gaben übrig hatte, fuhr Frau Luzia den Vänerstrand entlang, und es war ihr auf dieser Fahrt so froh und leicht ums Herz wie nie zuvor. Denn so wie es nichts Schwereres gibt, als still und untätig zu bleiben, wenn man von fremdem, schwerem Unglück erzählen hört, so bringt es jedem, der ihm auch nur im allergeringsten Maße abzuhelfen versucht, das größte Glück und die süßeste Ruhe. Diese Erleichterung und Freude ohne die leiseste Ahnung, daß ihr etwas Böses bevorstehen könnte, empfand sie noch, als sie am Vortage des Luziatages zu recht später Abendstunde nach Börtsholm zurückkehrte. Bei der Abendmahlzeit, die aus nichts anderem be-

stand als einigen Humpen Milch, sprach sie mit ihren Reisegefährten von der schönen Fahrt, die sie gemacht hatten, und alle waren darin einig, daß sie nie freudevollere Tage erlebt hatten.

„Aber jetzt steht uns eine arbeitsame Zeit bevor," fuhr sie fort. „Morgen dürfen wir den St. Luziatag nicht mit Essen und Trinken feiern wie in anderen Jahren. Wir müssen jetzt daran gehen, ohne Unterlaß zu brauen, zu backen und zu schlachten, so daß wir den Weihnachtsschmaus zu Herrn Eskils Heimkehr fertig haben."

Dies sagte die junge Frau ohne die mindeste Angst, denn sie wußte ja, daß ihre Viehställe und Scheuern und Vorratskammern von Gottes guten Gaben voll waren, wenn auch für den Augenblick nichts davon zu menschlicher Nahrung bereitet war.

So glücklich auch die Fahrt gewesen, waren doch alle Teilnehmer recht ermüdet und gingen zeitig zur Ruhe. Aber kaum hatte Frau Luzia ihre Augenlider zum Schlummer geschlossen, als vor der Burg Pferdegetrappel, Waffengeklirr und laute Rufe ertönten. Das Burgtor drehte sich knirschend in seinen Angeln, die Steine des Hofes wurden von eifrigen Füßen getreten. Sie begriff, daß Herr Eskil mit seiner Reiterschar heimgekehrt war.

Frau Luzia sprang in aller Eile aus dem Bette, um ihm entgegenzugehen. Nachdem sie ihre Kleidung notdürftig geordnet, eilte sie auf den Altan hinaus, um die Treppe zu erreichen, die in den Burg-

hof hinunterführte. Aber sie kam nicht weiter als bis zur obersten Stufe, denn Herr Eskil stand schon mitten auf der Treppe, auf dem Wege zu ihrer Kammer.

Ein Fackelträger ging ihm voraus, und in dem Lichtschein glaubte Frau Luzia zu sehen, daß Herrn Eskils Antlitz in furchtbarer Weise vom Zorn gezeichnet war. Einen Augenblick hoffte sie, daß nur der rote rauchgeschwärzte Fackelschein sein Gesicht so dunkel und drohend machte, aber als sie sah, wie Kinder und Diener mit kläglichen Mienen und niedergeschlagenen Blicken vor ihm zurückwichen, mußte sie sich sagen, daß ihr Mann sehr erzürnt heimgekommen war, bereit, Gericht zu halten und Strafe zu verhängen.

Während Frau Luzia so stand und auf Herrn Eskil hinuntersah, erblickte auch er sie, und mit steigender Angst merkte sie, wie sein Gesicht dabei von einem gezwungenen Lächeln verzerrt wurde. — „Kommt Ihr nun, holde Hausfrau, um mir eine Willkommensmahlzeit zu kredenzen?" höhnte er. „Aber diesmal habt Ihr Euch umsonst gemüht, denn ich und meine Mannen haben unser Abendmahl bei Eurer Muhme, Frau Rangela, eingenommen. Aber morgen," fügte er hinzu, und hier übermannte ihn der Zorn, so daß er mit der Hand auf das Treppengeländer schlug, „erwarten wir, daß Ihr uns zu Ehren Eurer Schutzheiligen Sancta Luzia mit einem so guten Frühmahl bewirtet, als das Haus es vermag, auch dürft Ihr

nicht vergessen, mir beim ersten Hahnenschrei meinen Morgentrunk vorzusetzen."

Nicht ein Wort vermochte die junge Schloßfrau zu erwidern. Gerade so wie im vorigen Sommer, als sie zum erstenmal ahnte, daß Frau Rangela Böses gegen sie im Schilde führte, blieb sie stehen, die Hände ans Herz gedrückt, mit tränenvollen Augen. Denn sie mußte sich ja sagen, daß es Frau Rangela war, die Herrn Eskil zur Unzeit heimgerufen und ihn gegen sie aufgereizt hatte, indem sie ihm erzählte, wie Frau Luzia mit seinem Hab und Gut umgegangen war.

Aber Herr Eskil ging noch ein paar Schritte die Treppe hinauf, und ohne sich von der Angst seiner Gattin im mindesten rühren zu lassen, beugte er sich zu ihr vor und sagte mit furchtbarer Stimme: „Bei unseres Heilands Kreuz, Frau Luzia, merkt es Euch wohl, wenn dieses Frühmahl mir nicht behagt, so werdet Ihr es all Euer Lebtag bereuen!"

Damit legte er die Hand schwer auf die Schulter seiner Frau und schob sie vor sich in das Schlafgemach.

Auf dieser Wanderung in die Schlafkammer dünkte es Frau Luzia, daß etwas, was ihr bis dahin in seltsamer Weise verborgen gewesen war, ihr mit einemmal offenbar wurde. Sie erkannte, daß sie eigenmächtig und gedankenlos gehandelt hatte und daß Herr Eskil wohl Grund haben mochte, ihr zu zürnen, daß sie, ohne ihn zu befragen, über sein Eigentum verfügt hatte. Sie versuchte auch jetzt, wo sie allein

waren, ihm dies ruhig zu sagen und ihn zu bitten, ihre jugendliche Unbedachtsamkeit zu verzeihen, aber er ließ sie nicht zu Worte kommen. „Legt Euch nun zu Bett, Frau Luzia," sagte er, „und hütet Euch wohl, vor der gewohnten Stunde aufzustehen! Wenn Euer Morgentrunk und Euer Willkommensmahl nicht zu meiner Zufriedenheit ausfallen, so werdet Ihr einen Weg zu laufen haben, zu dem Ihr alle Eure Kräfte brauchen könnt."

An dieser Antwort mußte sie sich genügen lassen, obwohl sie ihre Furcht nur noch vermehrte, und man kann es wohl verstehen, daß in dieser ganzen Nacht kein Schlummer in ihre Augen kam. Sie lag da und vergegenwärtigte sich, was ihr Gatte gesagt hatte, und je mehr sie seine Worte überdachte, desto klarer wurde es ihr, daß er damit eine harte Drohung gegen sie ausgesprochen hatte. Sicherlich hatte er bei sich bestimmt, daß er sie nicht verurteilen wollte, ehe er nicht selbst erfahren, ob sie so schlecht gehandelt, wie Frau Rangela wohl behauptet hatte. Aber war sie nicht imstande, ihn zu bewirten, wie er es begehrte, dann war es zweifellos, daß eine schreckliche Strafe ihrer harrte. Das Geringste war wohl, daß sie unwürdig erklärt wurde, länger seine Gemahlin zu sein, und zu ihren Eltern heimgeschickt wurde; aber aus den letzten Worten, die er geäußert, glaubte sie zu entnehmen, daß er sie obendrein dazu verurteilen wollte, zwischen seinen Knechten Spießruten zu laufen wie eine gemeine Diebin.

Als sie zu der Überzeugung gelangt war, daß es sich so verhielt, was auch wirklich der Fall war, denn Frau Rangela hatte Herrn Eskil zu wahnsinniger Wut aufgestachelt, begann Frau Luzia zu zittern, ihre Zähne schlugen aufeinander, und sie glaubte sich dem Tode nahe. Sie wußte, daß sie die Stunden der Nacht dazu verwenden mußte, Hilfe und Auswege zu finden, aber ihr großes Entsetzen lähmte sie, so daß sie regungslos liegen blieb. „Wie sollte es nur möglich sein, bis zum nächsten Morgen meinen Herrn und seine sechzig Mann zu speisen?“ dachte sie in ihrer Hoffnungslosigkeit. „Da kann ich ebenso gut still liegen und warten, bis das Unglück über mich hereinbricht.“

Das einzige, was sie zu ihrer Rettung zu tun vermochte, war, Stunde für Stunde brennende Gebete zu Sancta Luzia von Syrakus emporzusenden. „O Sancta Luzia, meine teure Schutzpatronin,“ bat sie, „morgen ist der Tag, an dem du den Märtyrertod erlittest und in das himmlische Paradies eingingst. Entsinne dich, wie dunkel und hart und kalt es ist, auf Erden zu leben. Komm zu mir in dieser Nacht und führe mich mit dir von hinnen! Komm und schließe meine Augen im Schlummer des Todes. Du weißt, daß dies mein einziger Ausweg ist, um Entehrung und schimpflicher Strafe zu entrinnen.“

Während sie so die Hilfe der heiligen Luzia anrief, vergingen die Stunden der Nacht, und der gefürchtete Morgen näherte sich. Viel früher, als sie es erwartet, ertönte der erste Hahnenschrei; die Knechte,

die das Vieh zu versorgen hatten, wanderten über den Burghof zu ihren Verrichtungen, und die Pferde richteten sich lärmend in ihren Ställen auf.

„Jetzt erwacht auch Herr Eskil," dachte sie. „Gleich wird er mir befehlen, seinen Morgentrunk zu holen, und dann muß ich eingestehen, daß ich so töricht gehandelt habe, daß ich weder Eier noch Meth besitze, den ich ihm wärmen kann."

In diesem Augenblick der höchsten Gefahr für die junge Burgfrau konnte ihre himmlische Freundin, die heilige Luzia, die sich wohl sagen mußte, daß ihr Schützling nur aus allzugroßer Barmherzigkeit gefehlt hatte, nicht länger ihrer Lust widerstehen, ihr beizuspringen. Der irdische Leib der Heiligen, der Hunderte von Jahren in der engen Grabkammer in Syrakusas Katakomben geruht hatte, erfüllte sich mit einem Male mit lebendigem Geist, nahm seine Schönheit und den Gebrauch seiner Glieder wieder an, hüllte sich in ein Kleid, aus Sternenlicht gewoben, und begab sich wiederum in jene Welt hinaus, wo sie einst gelitten und geliebt hatte.

Und nur wenige Augenblicke später sah der verdutzte Wächter im Pförtnerturm zu Börtsholm, wie ein nächtliches Wunder, eine Feuerkugel, ganz weit im Süden auftauchte. Sie durchschnitt die Luft so rasch, daß das Auge dem Fluge nicht folgen konnte, kam gerade auf Börtsholm zu, flog so nahe an dem Wächter vorbei, daß sie ihn fast streifte, und war verschwunden. Aber auf diesem Feuerball, so wollte es zum

mindesten den Wächter bedünken, schwebte eine junge Jungfrau so, daß sie sich mit den Zehenspitzen darauf stützte, während sie die Arme hoch erhoben hielt und sich gleichsam gaukelnd und tanzend des glühenden Nachens bediente.

Nahezu im selben Augenblick sah die in Angst und Beben wachende Frau Luzia einen Schimmer durch eine Türspalte der Schlafkammer dringen. Und als sich gleich darauf die Türe auftat, trat zu ihrer Verwunderung und Freude eine schöne Jungfrau in Gewändern so weiß wie Sternenlicht in das Gemach. Ihr langes schwarzes Haar war mit einer Pflanzenranke gebunden, aber an dieser Ranke saßen nicht gewöhnliche Blätter und Blumen, sondern blinkende Sternlein. Diese Sternlein erhellten die ganze Kammer, und doch dünkte es Frau Luzia, daß sie ein Nichts waren gegen die Augen der holden Fremden, die nicht nur in dem klarsten Glanze schimmerten, sondern auch himmlische Liebe und Barmherzigkeit ausstrahlten.

In der Hand trug die fremde Jungfrau eine große Kupferkanne, aus der ein milder Duft von edlem Traubensaft drang, und mit dieser schwebte sie durch die Kammer zu Herrn Eskil hin, goß von dem Weine in eine kleinere Schale und bot ihm zu trinken.

Herr Eskil, der gut geschlafen hatte, erwachte, als der Lichtschein auf seine Augenlider fiel und führte die Schale an seine Lippen. In dem halbwachen Zustand, in dem er sich befand, erfaßte er kaum mehr von

dem Wunder, als daß der Wein, der ihm kredenzt wurde, sehr wohlschmeckend war, und er leerte die Schale bis auf den letzten Tropfen.

Aber dieser Wein, der kaum etwas andres sein konnte, als der edle Malvasier, der Ruhm des Südens und aller Weine Krone, war so schlafbringend, daß er kaum die Schale niedergestellt hatte, als er schon schlafend in sein Bett zurücksank. Und im selben Augenblick schwebte die schöne heilige Jungfrau aus dem Zimmer, Frau Luzia in einem Zustand bebender Verwunderung und neuerwachter Hoffnung zurücklassend.

Die lichte Helferin begnügte sich aber nicht damit, nur Herrn Eskil zu bewirten. An dem dunklen kalten Wintermorgen durchwanderte sie die düsteren Säle der schwedischen Burg, und jedem der schlummernden Kriegsknechte bot sie eine Schale des freudenbringenden Weins des Südens.

Allen, die ihn tranken, dünkte es, daß sie himmlische Wollust gekostet hatten. Sie säumten auch nicht, sofort in einen Schlummer zu versinken, von Träumen von Gefilden erfüllt, wo ewiger Sommer und ewige Sonne herrschte.

Aber kaum hatte Frau Luzia die holde Erscheinung verschwinden gesehen, als die Angst und die Ohnmacht, die sie die ganze Nacht bedrückt hatte, ganz und gar von ihr wich. Sie legte rasch ihre Kleider an und rief dann alle Hausgenossen zur Arbeit.

Den langen Wintermorgen waren diese alle damit

beschäftigt, Herrn Eskils Willkommensmahl zu bereiten. Junge Kälber, Ferkel, Gänse und Hühner mußtin in aller Eile ihr Leben lassen, Teige wurden geknetet, Feuer unter den Bratspießen und in den Backöfen entzündet, Kohl wurde geschmort, Rüben geschält und Honigkuchen zum Nachtisch gebacken.

Die Tische im Bankettsaal wurden mit Tüchern bedeckt, die teueren Wachskerzen aus den tiefen Truhen ausgepackt, und auf die Bänke wurden blaue Federpolster und Gewebe gebreitet.

Während all dieser Vorbereitungen schliefen der Burgherr und seine Mannen weiter. Als Herr Eskil endlich erwachte, sah er an dem Stand der Sonne, daß die Mittagsstunde angebrochen war. Er verwunderte sich nicht nur über seinen langen Schlummer, sondern vielleicht noch mehr darüber, daß er den Verdruß verschlafen hatte, der ihn am vorigen Abend gequält. Seine Frau hatte sich ihm in seinen Morgenträumen in großer Sanftmut und Holdseligkeit gezeigt, und er wunderte sich nun über sich selbst, daß er sich versucht gefühlt hatte, sie zu einer harten schimpflichen Strafe zu verurteilen.

„Vielleicht steht es doch nicht so schlimm, wie Frau Rangela mir vorgespiegelt hat," dachte er. „Freilich kann ich sie nicht als meine Gemahlin behalten, wenn sie mein Hab und Gut vergeudet hat, aber es mag genügen, sie ohne weitere Strafe zu ihren Eltern heimzuschicken."

Als er aus seiner Kammer trat, empfingen ihn

seine acht Kinder, die ihn in den Bankettsaal führten. Da saßen seine Mannen schon auf den Bänken und warteten ungeduldig auf sein Erscheinen, um die Mahlzeit in Angriff nehmen zu können. Denn die Tische vor ihnen bogen sich unter allen erdenklichen Speisen.

Frau Luzia setzte sich, ohne irgendwelche Angst zu zeigen, an die Seite ihres Mannes; doch war sie nicht von aller Unruhe befreit, denn wenn sie auch in aller Eile eine Mahlzeit hatte zurüsten können, war sie doch ganz ohne Bier und Meth, die sich nicht so rasch herstellen ließen. Und sie war sehr im Zweifel, ob Herr Eskil sich bei einem Frühmahl, bei dem es an Trinkwaren fehlte, wohlverpflegt fühlen würde.

Aber da gewahrte sie auf dem Tische vor sich die große Kupferkanne, die die heilige Jungfrau getragen hatte. Die stand da, bis an den Rand mit duftendem Wein gefüllt. Wieder fühlte sie innige Freude über den Schutz der barmherzigen Heiligen, und sie bot Herrn Eskil von dem Weine, während sie ihm erzählte, wie er nach Börtsholm gekommen war, was Herr Eskil mit der allergrößten Verwunderung vernahm.

Als Herr Eskil ein paarmal von dem Weine gekostet hatte, der doch diesmal nicht einschläfernd, sondern nur belebend und veredelnd wirkte, faßte Frau Luzia wieder Mut und erzählte ihm von ihrer Fahrt. Anfangs saß Herr Eskil sehr ernst da, aber als sie von dem Pfarrer, Herrn Kolbjörn, zu erzählen anfing,

da rief er: „Herr Kolbjörn ist mir ein treuer Freund, Frau Luzia. Ich bin von Herzen froh, daß Ihr ihm beistehen konntet."

In gleicher Weise stellte es sich heraus, daß der Großbauer auf der Schereninsel Herrn Eskils Kamerad in vielen Feldzügen gewesen, daß unter den frommen Frauen sich eine seiner Basen befunden hatte, und daß Krämer-Lasse im Marktflecken ihm Kleider und Waffen aus dem Auslande zu verschaffen pflegte. Ehe noch Frau Luzia zu Ende gesprochen, war Herr Eskil nicht nur bereit, ihr zu verzeihen, sondern er war ihr von Herzen dankbar, weil sie so vielen seiner Freunde geholfen hatte.

Aber die Angst, die Frau Luzia in der Nacht durchgemacht hatte, drang noch einmal auf sie ein, und sie hatte Tränen in der Stimme, als sie endlich sagte: „Nun dünkt es mich selbst, lieber Herr, daß ich sehr übel daran getan, ohne Euch um Erlaubnis zu fragen, Euer Eigentum zu verschenken. Aber ich bitte Euch, meine große Jugend und Unerfahrenheit zu bedenken und mir um dessentwillen zu vergeben."

Als Frau Luzia so sprach und Herr Eskil sich nun bewußt wurde, daß seiner Frau so große Frömmigkeit eigen war, daß eine der Bewohnerinnen des Himmels ihre irdische Gestalt wieder angenommen hatte, um ihr zu Hilfe zu eilen, und als er ferner bedachte, wie er, der für einen weisen, weitblickenden Mann gelten wollte, sie verdächtigt hatte und nahe daran gewesen war, seinen Zorn über sie zu ergießen, da emp-

8*

fand er so heftige Scham, daß er die Augen niederschlug und nicht imstande war, ihr mit einer Silbe zu antworten.

Als Frau Luzia ihn stumm mit gesenktem Kopfe sitzen sah, kehrte ihre Angst wieder, und sie wäre am liebsten weinend von ihrem Platz geflüchtet. Aber da kam, ungesehen von allen, die barmherzige heilige Luzia in den Saal, schmiegte sich an die junge Frau und flüsterte ihr ins Ohr, was sie weiter sagen sollte. Und diese Worte waren gerade die, welche Frau Luzia auszusprechen gewünscht hatte, aber ohne die himmlische Ermutigung hätte sie sich in ihrer Schüchternheit wohl nie dazu entschlossen.

„Noch um eines will ich Euch bitten, mein teurer Herr und Gemahl", sagte sie, „und das wäre, daß Ihr mehr daheim weilen möget. Dann würde ich nie in die Versuchung kommen, gegen Euren Willen zu handeln, auch könnte ich Euch dann all die Liebe zeigen, die ich für Euch fühle, so daß sich niemand zwischen Euch und mich zu drängen vermöchte."

Als diese Worte gesagt waren, merkten alle, daß sie höchlich nach Herrn Eskils Sinn waren. Er erhob den Kopf, und die große Freude, die er fühlte, verjagte seine Scham.

Eben wollte er seiner Frau die liebreichste Antwort geben, als einer von Frau Rangelas Vögten in den Bankettsaal gestürzt kam. Er erzählte mit hastigen Worten, daß Frau Rangela zu früher Morgenstunde nach Börtsholm aufgebrochen war, um zu Frau

Luzias Bestrafung zurechtzukommen. Aber unterwegs war sie etlichen Bauern begegnet, die sie schon lange des Brückengeldes wegen haßten, und als diese sie in nächtlicher Dunkelheit trafen, von einem einzigen Diener begleitet, hatten sie zuerst diesen in die Flucht gejagt, dann hatten sie Frau Rangela vom Pferde gerissen und sie jämmerlich ermordet.

Nun war Frau Rangelas Vogt auf der Suche nach den Mördern, und er begehrte, daß auch Herr Eskil Mannen aussende, um sich an der Suche zu beteiligen.

Aber da erhob sich Herr Eskil und sprach mit strenger lauter Stimme: „Es mag den Anschein haben, als wäre es am schicklichsten, daß ich nun meiner Frau auf ihre Bitten Antwort gäbe, aber ehe ich dies tue, will ich zuerst mit Frau Rangela fertig sein. Und nun sage ich, meinethalben mag sie immerhin ungerächt daliegen, und nimmermehr will ich meine Diener aussenden, um Bluthandwerk um ihretwillen zu üben, denn ich glaube sicherlich, sie ist über ihre Taten gefallen."

Als dies gesagt war, wandte er sich Frau Luzia zu, und nun war seine Stimme so mild, daß man kaum glauben konnte, daß ein solcher Ton in seiner Kehle wohne.

„Aber meiner lieben Hausfrau will ich nun sagen, daß ich ihr von Herzen gern verzeihe, ebenso wie ich hoffe, daß sie meine Heftigkeit entschuldigen möge. Und da es ihr Wunsch ist, werde ich den König bitten,

daß er einen andern als mich zu seinem Ratgeber wählen möge, denn ich will nun in den Dienst zweier edler Damen treten. Die eine davon ist meine Gattin, die andre die heilige Luzia von Syrakus, der ich in all den Kirchen und Kapellen, die ich auf meinen Gütern habe, Altäre errichten will, sie bittend, daß sie bei uns, die wir in der Kälte des Nordens schmachten, jenen Funken und Leitstern der Seele brennend erhalten möge, der da heißt Barmherzigkeit.

Am dreizehnten Dezember zu früher Morgenstunde, wenn Kälte und Finsternis Gewalt über Värmland hatten, kehrte noch in meiner Kindheit die heilige Luzia von Syrakus in allen Häusern ein, die zwischen den Bergen Norwegens und dem Gullspangälf zerstreut lagen. Sie trug noch, wenigstens in den Augen der Kinder, ein Kleid weiß von Sternenlicht, sie hatte im Haar einen grünen Kranz mit brennenden Lichterblumen, und sie weckte stets die Schlummernden mit einem warmen duftenden Trunk aus ihrer Kupferkanne.

Nie sah ich zu jener Zeit ein herrlicheres Bild, als wenn die Türe sich auftat und sie in das Dunkel der Kammer trat. Und ich wünschte, daß sie nie aufhörte, sich in den Heimstätten Värmlands zu zeigen. Denn sie ist das Licht, daß die Dunkelheit bezwingt, sie ist die Legende, die die Vergessenheit überwindet, sie ist die Herzenswärme, die vereiste Gefilde mitten im harten Winter lieblich und sonnig macht.

Der Artillerist

Die Tür des Zimmers, wo sie sitzt und ihr krankes Kind pflegt, wird aufgerissen, und eine Stimme, die ganz heiser ist vor Schrecken über das Entsetzliche, das sie mitzuteilen hat, ruft zu ihr herein:

„Dein Mann ist wahnsinnig geworden. Er hat sich vor die Kanone geworfen. Er ist totgeschossen!"

Damit schlägt die Tür wieder zu, und der die grausige Neuigkeit gebracht hat, eilt fort. Er will vielleicht nicht bleiben, um die Verzweiflung der Frau nicht mit ansehen zu müssen. Oder auch ihn lockt ein Schauspiel, das anderswo vorgeht, so sehr, daß er sich gerade nur die Zeit genommen hat, mit dieser Nachricht herbeizueilen, und es jetzt nicht erwarten kann, wieder zurückzukommen.

Die Frau zögert keinen Augenblick, ihm zu folgen. Sie ruft dem Kinde zu, sich still zu verhalten, bis sie wieder da ist, und eilt auf die Straße, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, die Tür zu schließen. Sie weiß ganz genau, wohin sie sich zu begeben hat: zu dem großen offenen Platze nächst der Kaserne, wo die Parade stattfinden soll.

Noch gestern abend ging sie da mit ihrem Mann spazieren. Er hatte ihr die Anordnungen gezeigt.

„Siehst du, dort," hatte er gesagt, „— dort ist die Präsidententribüne. Dort soll Monsieur Carnot morgen sitzen, an seiner Seite unser Bürgermeister und rings herum die Minister und Präfekten und Generale. Und hier gerade gegenüber ist die Tribüne für die Bürger. Hier werden die feinen Familien sitzen, aber dort unten werden sich wohl alle die drängen, die keine Billette bezahlen können. Wenn du abkommen kannst, mußt du dich auch dort aufstellen. Da kannst du das ganze Manöver sehen und die Reden hören. Da kannst du auch mich sehen," hatte er scherzhaft hinzugefügt.

„Wo wirst du dich denn aufhalten?" hatte sie gefragt.

„Wo sollte ich sonst sein als bei meiner lieben Kanone? Siehst du sie nicht? Sie ist gerade unter der Präsidententribüne aufgestellt. Sie soll abgefeuert werden, um unseren Truppen das Zeichen zu geben, daß die Feierlichkeit beginnt."

„Armer Monsieur Carnot," hatte sie da gesagt, „ihr habt eure Kanone ganz dicht vor ihm aufgestellt. Aber die Kanone dröhnt ja entsetzlich. Hast du nicht daran gedacht? Er kann ja taub davon werden."

„Ah, was das betrifft! Er ist zwar kein Krieger, dieser Carnot, aber ein bißchen Kanonendonner muß ein Präsident von Frankreich schon vertragen lernen. Aber weißt du, was mir weniger gefällt? Ja, daß

die Tribüne mit den Zuschauerplätzen gerade vor meiner Kanone aufgestellt ist. Na, wir geben ja nur blinde Schüsse ab, aber eine Kanone ist doch keine Spielerei. Ich löse nie gern den Schuß, wenn ihr Schlund einer großen Menschenmasse zugekehrt ist."

Auf diesem Spaziergange hatte sie sich vorgenommen, auch hinzugehen und sich die ganze Herrlichkeit anzusehen; aber heute morgen hatte es sich gezeigt, daß ihr kleines Söhnchen nicht recht wohl war. Und so war sie gezwungen gewesen, daheim zu bleiben.

Und jetzt ... was ist es, das jetzt geschehen ist? Ihr Mann, der so zufrieden, so froh, so stolz auf seine Stellung war und seine liebe Kanone! Der sollte wahnsinnig geworden sein? Sich vor die Mündung der Kanone geworfen haben? Aber das ist ja die reine Unmöglichkeit.

Sie merkt mit einem Male, daß sie schreit, während sie läuft. Sie sieht selbst, wie unheimlich sie aussehen muß, wie sie über die Gasse stürzt. Auf einmal verlangsamt sie den Schritt und fängt an zu gehen. Es ist der Gedanke an ihren Mann, der ihr ihre Selbstbeherrschung wieder gibt. Er pflegte sich so oft zu fragen, wie er sich wohl betragen würde, wenn ihm ganz plötzlich etwas Schreckliches geschähe.

„Man sollte eigentlich nicht Soldat werden dürfen, ehe man nicht irgendeine Art Probe abgelegt hat," pflegte er zu sagen. „Sieh mich an! Ich bin nie im Kriege gewesen. Kann ich wissen, wie ich mich benehmen werde, wenn die Kugeln sausen? Vielleicht

werde ich Angst bekommen. Vielleicht werde ich die Besinnung verlieren. Man kann nie wissen."

„Gewiß nicht. Du wirst bis zuletzt auf deinem Posten ausharren," hatte sie geantwortet.

„Wir wollen es hoffen. Aber das ist wirklich etwas, was man nie sicher wissen kann. In solchen Augenblicken ist man nicht Herr über sich selbst. Da ist es etwas anderes, das die Macht an sich reißt und einen führt. Dann kommt es darauf an, ob das, was in einem steckt, stark oder schwach ist. Bevor man die Probe nicht bestanden hat, weiß keiner, wie er handeln wird, wenn eine große Gefahr droht."

Als sie sich an dies erinnert, richtet sie sich auf und beginnt, gefaßt weiterzugehen.

Aber es dauert nicht lange. Was liegt ihr daran, sich gefaßt zu zeigen? Ihr Mann liegt ja tot, zerschossen. Sie muß laufen, sie muß schreien, sie kann nicht anders.

Der Festplatz ist übrigens nicht weit entfernt. In ein paar Augenblicken ist sie da. Sie sieht die beiden Tribünen. Sie sind voll Menschen, die oben auf den Bänken stehen und schreien und gestikulieren. Es ist also etwas geschehen. Es war kein boshafter Spaßmacher, der sie hergenarrt hat.

Sie bleibt nicht stehen, um zu fragen, wo ihr Mann sich befinden mag. Das ist nicht nötig. Sie hat schon die Richtschnur für ihre Wanderung. Sie braucht nur die Kanone aufzusuchen.

Sie sieht sich auf demselben Platze stehen wie am

vorhergehenden Abend. Das Feld davor ist leer oder nahezu leer. Mitten auf dem offenen Platze steht eine Schar Menschen, die ganz still sind, die nicht schreien oder erschrockene Gebärden machen wie die anderen.

Sie wird von einem Kordon aufgehalten, aber der Polizist, der da Wache steht, erkennt sie und läßt sie durch.

„Gehen Sie dorthin, da finden Sie ihn!" sagt er und weist auf eine kleine Gruppe mitten auf dem Felde.

Sie nähert sich, noch immer laute Schreie ausstoßend. Als sie nur ein paar Schritte entfernt ist, wird einer in dieser auf sie aufmerksam. Ein hoher Offizier, der sich kniend über etwas Regungsloses, Unförmiges, das auf dem Boden liegt, gebeugt hat, erhebt sich und geht auf sie zu.

„Warten Sie noch ein wenig," sagt er. „Gehen Sie noch nicht zu ihm hin! Lassen Sie mich Ihnen erst sagen, was geschehen ist."

Sie schreit noch immer, und sie versucht, den Offizier fortzudrängen, um durchzukommen.

„Warten Sie," sagt er. Und er umklammert ihren Arm. „Sie dürfen ihn noch nicht sehen. Sie müssen zuerst wissen."

„Ich weiß, daß er wahnsinnig geworden ist, daß er sich vor die Kanone geworfen hat."

„Nein," sagt der Offizier. „Sie wissen gar nichts. Es ist nicht so."

Seine Art beruhigt sie so weit, daß sie sich still

verhalten kann. Sie beginnt, eine leise, schwache Hoffnung zu fassen. Vielleicht lebt der Mann, vielleicht ist er nur verwundet.

„Sie sehen diese Kanone dort," sagt der Offizier. „Sie wissen, daß Ihr Mann einen Schuß daraus abgeben sollte. Und sie sehen diese Tribüne, die gerade vor der Kanonenmündung aufgebaut ist."

„Ich habe das alles schon gestern gesehen, Herr General," schluchzt die Frau. „Mein Mann hat mir gezeigt, wie alles angeordnet ist. Es war ihm nicht recht. Er wollte nicht so viele Menschen vor einer Kanonenmündung haben, wenn es keine Feinde sind, die niedergeschossen werden sollen."

„Nun wohl," sagt der Offizier. „Ihr Mann hatte seine Order bekommen, und er hatte die Lunte in die Kanone eingeführt. Aber in dem Augenblick, in dem wir alle erwarten, daß der Schuß abbrennt, schreit er auf, streckt die Arme zum Himmel und wirft sich mit einem Sprung vor die Kanonenmündung, so, als wolle er den Schuß hindern, abzugehen. Alle, die es sahen, glaubten, er wäre wahnsinnig geworden. Der Schuß brannte natürlich ab, und Ihr Mann wurde weit übers Feld geschleudert, bis dorthin, wo er jetzt liegt."

Wieder will sie sich losmachen, um sich durchzudrängen, aber der Offizier hält sie zurück.

„Warten Sie," sagt er. „Sie müssen wissen, was wir fanden, als wir herbeieilten, um seinen Zustand zu untersuchen. Sein ganzer Körper war von einer

Masse von Eisendrähten durchbohrt. Sie, als Frau eines Artilleristen, wissen natürlich, was ein Kanonenbesen ist?"

„Ja," antwortete sie.

„Ihr Mann hat einen solchen Eisenbesen benützt, um die Kanone zu reinigen, und aus irgendeiner Vergeßlichkeit hat er nicht daran gedacht, ihn wieder herauszunehmen, so daß er sich in der Kanone befand, als der Schuß losging. Ihr Mann hat sich früher nicht erinnert, daß er drinnen war, erst im letzten Moment, als die Lunte schon eingeführt war. Da hat er in einem Augenblick vor sich gesehen — denn denken konnte er ja nicht so rasch —, was geschehen mußte, wenn die furchtbare Ladung die Tribüne hier vor uns traf. All diese auseinandergesprengten Stücke Eisendraht würden ebenso viele Menschen durchbohrt haben. Da ward er von übermenschlichem Mitleid ergriffen und stürzte herbei, um die Ladung mit seinem eigenen Leibe aufzunehmen."

„Ach, mein Gott!" ruft die Frau und faltet die Hände. Im selben Augenblick läßt der Offizier ihren Arm los.

„Madame," sagt er, „ich will Sie jetzt nicht mehr hindern, Ihren Mann zu sehen. Denken Sie nur, wenn Sie diese zerstörten Reste eines Menschen sehen, daß sie das Edelste umschlossen haben, was in dieser Welt zu finden ist. Es wird Ihnen leichter werden, ihren Anblick zu ertragen, wenn Sie wissen, daß Ihr Mann dies aus eigenem freien Willen gewählt hat,

um alle diese anderen retten zu können. Denken Sie sich ferner, daß wir alle, seine Waffenbrüder, ihn um eine solche Heldentat beneiden. Mitten in der Gefahr, wo es keine Besinnung gibt, wo es sich um Leben und Tod handelt, recht handeln zu können, das ist der Beweis von Größe.

Das heißt, die Seele eines Helden in sich haben."

Stimmungen aus den Kriegsjahren

Rahels Weinen

August 1914

Mitten in der Mittagsstille, während ich und ein paar andere Hausgenossen auf der Veranda saßen und plauderten, hörten wir einen sonderbaren Laut die Luft durchschneiden. Er war sehr stark und wild, voll Angst, Schmerz und Raserei, und zugleich so fremd und ungewohnt, daß wir einander im ersten Augenblick erstaunt ansahen ohne zu verstehen, was es war oder woher er kam.

Hastig durchliefen unsere Gedanken alle Möglichkeiten. Das konnte nicht der so seltsam und unheimlich klingende Schrei eines Pferdes sein, das angebunden steht und vor Durst vergeht. Auch war es keiner der zornigen Schreihälse des Waldes, weder Fuchs noch Uhu war imstande, einen solchen Laut zu entsenden, so gewaltsam und rauh, daß er wie ein Widerhall aus vergessener Urzeit schien.

Es war nicht ganz unmöglich, daß der Schrei oder das Brüllen, oder wie man es nun nennen wollte, von irgendeinem Menschen ausgegangen war, der sich

verletzt hatte. Aber es war die Stunde des Tages, wo die Arbeitsleute Mittagsrast hielten. Die Mähmaschinen rasselten nicht draußen auf dem Acker, und keine schwerbeladenen Wagen bewegten sich zwischen Feld und Hof. Es konnte kaum ein Unglück in dieser Stunde geschehen sein, die der Ruhe gewidmet war.

Die furchtbare Hitze, die in diesem Sommer lähmend über der Erde brütete, herrschte auch an diesem Tag. Sie verbrannte noch immer das Gras auf dem Boden und die Blätter auf den Bäumen, sie sog das Wasser der Bäche und Quellen an sich und drohte den ganzen Talkessel vor uns in eine braungebrannte Wüste zu verwandeln. Der rauhe, mächtige Ruf, den ich eben gehört hatte, war mir so unerklärlich, daß es mir in den Sinn kam, es sei die Klage der großen Natur, der vereinte Jammerschrei der Scholle und der Pflanzen über ihr unerträgliches Leiden.

Während wir noch vor Staunen und Verwunderung still blieben, ließ sich der furchtbare Laut noch einmal hören. Mit unbarmherzigem, unerträglichem Grimm erschütterte er die Luft und schnitt in die Ohren, schmerzhaft wie ein Folterwerkzeug.

Als er nun zum zweiten Male ertönte, stürzten alle, die rings um mich saßen, fort, um zu ergründen, was dies war. Ich allein blieb sitzen. Ich hatte das unklare Gefühl, daß ich etwas Ähnliches schon einmal gehört hatte. Ich neigte den Kopf und legte die Hand über die Augen, um besser in den verborgenen Raum meiner Erinnerungen forschen zu können.

Sogleich wurde ich in Gedanken in große, offene Gefilde versetzt. Ein grauweißer, steiniger Boden wogte in wohlgeformten Hügeln auf und nieder.

Hin und her, wie ein Falke, der in wolkenhohem Flug Beute sucht, schwebte die Erinnerung über diese Gegenden, die sie noch nicht beim Namen nennen konnte. Auf einem Abhang wuchsen feuerrote Anemonen, und auf der Spitze eines Hügels stand ein kleiner Hain von bleichen, schattenlosen Oliven. Ich wußte nun, an diesem Orte, wo ich einen Laut gehört hatte, ähnlich dem, der soeben in meinem Ohr erklungen war, hatte ich auch feuerrote Frühlingsblumen gesehen, und immergrüne Laubbäume. Er mußte also sehr weit weg in der Welt liegen, sehr fern von Värmland und Schweden.

Die Erinnerung spähte und forschte, um Dunkel und Vergessenheit durchdringen zu können, und ganz plötzlich, durch eine unerhörte Anstrengung, brach sie zur Klarheit durch. Ich sah mich selbst und meine Reisegenossin in einem großen alten Landauer fahren, der einmal, vor sehr langer Zeit, als Galawagen in irgendeiner Großstadt gedient haben mochte. Wir fuhren an Unmengen von roten Anemonen vorbei, über eine breite, prächtige Landstraße einer mauerumkränzten Stadt zu. Ich erkannte den Wagen. Es war eines jener ausgedienten Fuhrwerke, wie sie von den Droschkenkutschern in Palästina vermietet werden. Ich erkannte den Weg wieder, die Umgebung, die mauerumkränzte Stadt. Ich hatte all dies ge-

sehen, als ich vor vielen Jahren von Jerusalem nach Bethlehem reiste.

Auf dem Rücksitz des Wagens sitzt unser syrischer Dragoman, braun im Gesicht, einen roten Fes auf dem Kopfe. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf ein kleines, weißes, von einer niedrigen Kuppel überwölbtes Haus, das ganz einsam in einiger Entfernung vom Wege liegt. Es ist ohne Fenster und gleicht diesen allgemein vorkommenden Grabkammern, die die Einwohner des Morgenlandes ihren vielen Heiligen zu errichten pflegen und die wir an den verschiedensten Orten gefunden haben, bald weit weg in der Wüste, bald mitten in einer Stadt oder einem Dorfe, bald wie hier an einem Wege, auf dem eine Menge Menschen vorbeiziehen.

Der Dragoman erzählt nun, daß dieses kleine Häuschen Rahels Grab ist, und zugleich beteuert er uns, daß dies keine leere Vermutung ist, sondern eine wirklich bewiesene Wahrheit. Gelehrte Männer haben über die Echtheit fast aller heiligen Stätten Palästinas gestritten, nie aber über diese. Es ist kein Zweifel, das ist die Stelle, wo Jakob, der auch Israel genannt wird, seine Lieblingsfrau begraben hat, kurz nachdem sie ihm seinen Sohn Benjamin gebar, gleichsam zum Ersatz für einen anderen Sohn, den er auf der Wanderung durch die Wüste von wilden Tieren zerrissen wähnte.

Wir werden beide ein bißchen atemlos bei dem Gedanken, was dies bedeutet. Hier hatte eine schöne

Nomadenfrau ihre Ruhestatt durch eine Reihe von Jahren gehabt, deren Zahl niemand anzugeben wußte. Hier ruhte sie, lange bevor ihr Sohn Josef ein mächtiger Mann im Lande Ägypten geworden war, lange bevor eine Königsburg in Mykene aufgerichtet wurde oder eine griechische Flotte über das Meer gezogen war, um Troja zu erobern, und hier schlief sie noch, ohne daß das Grab in Vergessenheit gehüllt oder von Zerstörungssucht gekränkt worden wäre.

Der Dragoman erzählt uns, daß in früheren Zeiten, ja bis in unsere Tage, wie der eine oder andere zu berichten weiß, jedesmal, wenn ein Unglück über Israel hereinbrechen sollte, Weinen und Klagen aus diesem Grabe ertönte. Hier hatte die Stammutter der Juden in der Nacht vor jenem Tage, wo die kleinen Schuldlosen in Bethlehem ermordet wurden, ihre Jammerrufe erhoben. Von hier hörte man ihre Klage über das Tal hinausströmen, an jenem Abend, bevor Jerusalem zerstört wurde und das unermeßliche Tal Hinnom sich bis zum Rande mit den Leichen seiner Söhne und Töchter füllte. Und viele Male seither haben sowohl die Einwohner Bethlehems wie die Beduinen der Felder ihre unheilverkündenden Rufe an dunklen Abenden und Nächten durch die Täler unterhalb von Bethlehem erklingen hören. Selten sind lange Zeiten verflossen, ohne daß sie sich aus dem Schlummer des Todes losreißen mußte, um über die Unglücksschicksale zu trauern, die ihrem Volke drohten. Nicht ein Wort spricht Rahel, aber ihr Weinen klingt

9*

unheimlich durch die Stille, die ihr Grab umgibt. Es wird von langgedehnten Schreien begleitet, wilder und schrecklicher als ein jetzt lebendes Wesen ausstoßen kann.

Als wir dies hören, sagen wir zwei Reisegenossinnen zueinander, es sei nicht zu verwundern, daß Rahels Grab bis auf unsere Tage bewacht wurde. Da alles Volk an sie als an die große Mutter glaubt, deren Liebe zu ihren Sprößlingen nie sterben kann, konnte sie nie vergessen werden, und kein vom Weibe Geborener hat gewagt, die Hand gegen ihre Ruhestatt zu erheben.

Wir sprechen von diesem, als der Wagen an dem weißen Grabhaus vorbeifährt. Im selben Augenblick zucken wir heftig zusammen. Es ist jetzt nicht Abend, sondern hellichter Vormittag, aber dessen ungeachtet hört man vom Grabe einen langen, unheimlichen, gedehnten Schrei und gleich darauf noch einen und noch einen.

Das ganze Tal ist wie erfüllt von diesen Lauten, die unser Trommelfell zerreißen. Es liegt nichts Menschliches in ihnen, ja kaum etwas Tierisches. Es war nichts, das in dieser Welt daheim war, in der wir nun lebten. Es waren solche Schreie, wie das wilde Weibtier sie am Morgen der Zeiten ausgestoßen haben mag. So hatte Eva gejammert, als Kain Abel bedrohte, so hatte Hagar über Israel geweint. So mußte Rahel, die durch alle Zeiten Geliebte und Liebende über ihr Volk wehklagen und jammern.

Der Dragoman gibt in aller Eile dem Kutscher ein Zeichen zu halten. Er springt aus dem Wagen und geht in die Grabkammer. Nach einer kleinen Weile kommt er zurück.

Er erklärt uns, daß die furchtbaren Schreie von einer Beduinenfrau ausgestoßen werden, die in der Gruft steht und Rahel um Hilfe für einen kranken Sohn anruft.

Wir sind halb und halb enttäuscht. Wir haben uns beinahe vorgespiegelt, daß es die Klage der großen Stammutter ist, die wir hören. Wir sagen zueinander, daß diese Beduinenfrau von Rahel selbst klagen gelernt haben muß. Diese Urzeitlaute mußte sie in irgendeiner dunklen Nacht aus dem Grabe dringen gehört haben, und nun wiederholte sie sie, so gut sie es verstand, um die Teilnahme der schlummernden Toten zu erwecken.

Wir sagen auch, daß solche Laute nicht in der Kehle einer europäischen Frau wohnen können. Wir sagen, daß wir in unserem Weltteil nie etwas Ähnliches hören werden.

Wir sagen viel dergleichen, aber trotz alledem hatte ich an diesem Sommertage, dem letzten Tage im August 1914 denselben wilden Laut dicht vor meinem eigenen Haus gehört. Ich hatte den Schrei der wilden Mutter wieder erkannt, wenn ihrem Kinde Gefahr droht, wie jeder, der ihn einmal gehört hat, sich für alle Zeiten daran erinnern muß und ihn nie verkennen kann.

Die fortgewesen waren, um die Sache zu untersuchen, kamen jetzt zurück. Sie sagten, die Rufende sei eine arme Frau, deren einziger Sohn sie eben verlassen sollte, um in den Kriegsdienst zu gehen. Es handelte sich um nichts anderes als eine gewöhnliche Waffenübung, aber sie glaubte, daß er nie zurückkommen würde, da doch jetzt an allen Ecken und Enden Krieg war. Sie hatten ihr Vorwürfe gemacht, weil sie so wie eine Wahnsinnige geschrien und das ganze Haus erschreckt hatte. Aber sie hatte zur Antwort gegeben, daß sie so schreien mußte. Sie konnte nicht anders, da ihr Sohn nun in den Krieg sollte, um getötet zu werden.

Ich dachte bei mir selbst, daß der harte Zwang der Zeit den Laut aus der Urzeit, Rahels, der trauernden Mutter Weinen, in ihre Kehle gelegt hatte. Es war lange her, daß man ihn in diesen Gegenden gehört hatte, so lange, daß niemand hätte sagen können, von welchem Wesen er herrührte. Aber nun, da der Krieg über die Welt losgelassen war, war er aus der Tiefe der Menschennatur auferweckt, und nun würde er nicht so bald vergessen werden.

Vielleicht würden wir ihn jetzt so oft zu hören bekommen, daß alle auch in unserer weltfernen Gegend lernen würden, ihn wiederzuerkennen. Glückliche, ruhige Mütter, die nie geahnt hatten, das es einen solchen Laut gäbe, würden vielleicht lernen müssen, daß er auch in ihrer Kehle wohnte.

Die verschollene Kirche

Als ich noch ein Kind war, hörte ich oft alte Leute sagen, daß es in dem großen Walde, der sich östlich von meinem alten Heim ausbreitete, drei große Merkwürdigkeiten gäbe.

Da sollte fürs erste eine schöne weiße Blume wachsen, so selten, daß ihresgleichen im ganzen Lande nicht aufzufinden war. Heute wußte niemand so recht, wo im Walde man sie suchen sollte, aber daß sie da war, das war ganz ausgemacht. Sie stand in einem tiefen Tannendickicht, am Rande eines dunklen Moors, soviel wußte man. Und wenn jemand nur imstande wäre, sie zu finden und zu den Menschen hinunterzubringen, so daß sie den Wohlgeruch atmen und den Silberschimmer der Blätter sehen könnten, dann würden sie sie mehr lieben als Lilien und Rosen.

Die zweite große Merkwürdigkeit, die sich in der Tiefe des Waldes verbarg, war eine Heilquelle.

Die kam mit dunklem, perlendem Wasser unter der Wurzel einer großen Birke hervorgerieselt, und früher einmal waren große Volksmassen zu ihr gepilgert. Da hatten die Blinden ihr Gesicht wiederbekommen, und die Lahmen waren mit gesunden Gliedern von

ihrem Schmerzenslager aufgestanden. Es war ein unermeßlicher Schaden, daß heutzutage niemand den Weg zur Quelle finden konnte oder zu der großen Birke, die sie beschattete. Ach, gab es doch so viele Kranke, die sich nach dem gesundheitspendenden Wasser sehnten, und wenn jemand so glücklich wäre, es zu finden, er würde geliebt werden wie ein Engel Bethesdas.

Das dritte Merkwürdige, das es im Walde gab, war eine alte verlassene Kirche, die seit der Zeit der großen Pest dastand und ebenso unmöglich aufzufinden war wie all das andere.

Sie stand tief drinnen zwischen hohen alten Föhren, ganz einsam und verlassen. Die gewaltigen Balken der Wände waren von Würmern durchnagt, die ungestört Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten, ohne daß ihre gierigen Kiefer es vermocht hätten, das mächtige Holz zu Staub zu zermahlen.

Sie hatte keine hochgespannten Wölbungen, keine schönen Säulenreihen aufzuweisen. Sie war ärmlich und klein, kaum größer als eine gewöhnliche Hütte, und sie ruhte auf einem Grunde von locker ausgestreuten Steinen. Sie war so niedrig, daß ein erwachsener Mann kaum den Arm der ganzen Länge nach auszustrecken brauchte, um das Dachgebälk zu berühren.

Das Schindeldach und die Holzwände waren mit einem Fell aus Moos bekleidet, das hier dichter und länger wuchs als auf irgendeiner Felsplatte. So

mancher Jäger und Holzhauer war an der Kirche vorbeigegangen, in dem Glauben, sie sei nur ein Block, ein riesiges Wurfgeschoß, das irgendein Riese der Vorzeit gegen die alte Kirche geschleudert hatte, die einmal hier in der Gegend gestanden haben sollte.

Sie hatte nie Fenster mit bleigefaßten Scheiben gehabt, sondern das Licht war durch schmale Luken hereingerieselt, deren Klappen verschlossen standen, seit ein Pfarrer, den seine Gemeinde verlassen hatte, dort seine letzte Messe las. Aber die Luken waren mit großen Büscheln von Farrenkraut ausgefüllt, und lange Streifen von Moosflechten hingen darüber und verrieten dem Vorbeigehenden nicht, daß dies ein von Menschenhand errichtetes Bauwerk war und kein Steinblock.

Rings um die Kirche stand uralter Wald. Der Boden war von lichtem Moos und Heidekraut bedeckt. Die Auerhenne schlich mit ihrer Küchleinschar herum. Die Natter sonnte sich auf der Türschwelle, die seit der Zeit des schwarzen Todes kein menschlicher Fuß betreten hatte.

Von der großen Ortschaft, die sie einmal umgeben hatte, war nunmehr keine Spur zu sehen. Die Kirche allein stand da und legte Zeugnis ab, daß in ihrer Nähe, auf der Waldebene zwischen den schützenden Bergen, Menschen einmal ihre Herden geweidet und ihre Felder zur Ernte bestellt hatten, daß sie hier getanzt und gespielt, geheiratet und Kinder gezeugt hatten, daß sie hier getrost einhergegangen waren und

geglaubt hatten, daß ihre Nachkommen bis ans Ende aller Zeiten hier leben und hausen würden.

Das war alles dahin. Nur die alte Kirche stand noch da und erzählte von Krankheit und Tod, von Kindern, die elternlos durch verlassene Heime geirrt waren, von Liebenden, die schreckensbleich auseinanderstoben, von Feldern, die kein Sämann mehr aufsuchte, von fallenden Häusern, von Herden, die in versperrten Hürden verhungert waren, von allen Greueln der Vernichtung, die sie umgeben hatten, bis Tannen und Moos und Heidekraut herangekommen waren und eine schützende Decke über die Verwüstungen des großen Sterbens gebreitet hatten.

Früher einmal konnte es an schönen Sommertagen vorkommen, daß fröhliche Jugendscharen in den Wald hinaufzogen, um nach diesen drei merkwürdigen Dingen zu suchen, von denen die Alten soviel zu erzählen wußten. Da wurde hinter Steinblöcken gesucht, und unten in Schluchten, da watete man mit ängstlichen Schritten weit ins Moor hinaus und kletterte bis zur Spitze des Bergfirstes, aber wenn der Abend anbrach und man heimkehren mußte, hatte man nie etwas gefunden.

Wenn dann die Jungen in den Hof zurückkamen, waren sie sehr mißmutig und zweifelnd, aber die Alten beteuerten alle, daß es irgendwo im tiefen Walde diese drei Dinge geben müsse. Sie hatten es in ihrer Jugend gehört, von jenen gehört, die damals alt waren, und es gewiß nicht übers Herz brachten, eine Unwahrheit zu sagen.

Und heute noch kann ich nie über den hügeligen Weg gehen, der zur Waldeshöhe führt, ohne zu hoffen, daß ich ganz unvermutet sehen werde, wie die weiße Blume in dem Tannendickicht ihre Blütenkrone entfaltet, oder hören, wie das heilspendende Wasser unter einer Birkenwurzel hervorrieselt.

Die alte Kirche jedoch habe ich niemals zu entdecken gewünscht. Ich habe dieses alte Haus gefürchtet, wo einmal so viel angstvolles Beten und klagender Jammer und rufende Verzweiflung ungehört verklingen mußte. Sicher, dachte ich, versteckt sie sich so gut unter ihrer Moosdecke, damit niemand den Raum betreten muß, wo ein ganzes Volk vor seinem Untergang in fruchtlosem Flehen auf den Knien lag.

Aber nun, in diesen Tagen, seit der große Krieg ausbrach, möchte ich sie gerne finden. Jetzt suche ich nicht mehr nach Blumen und Heilquellen, jetzt möchte ich diese alte Kirche wiederfinden, die Zeuge der Verwüstung und des Untergangs von Dörfern und Landesteilen war.

„Verlassene Kirche," möchte ich zu ihr sagen. „Die Zeit der Zerstörung ist wiedergekommen. Der Tod zieht durch die Lande und türmt Leichenhaufen auf. Wieder irren Kinder elternlos durch verlassene Heimstätten. Der Sämann wird von seinen Feldern vertrieben, Häuser und Städte werden dem Erdboden gleichgemacht, und die Gotteshäuser widerhallen von angstvollen Gebeten. Die Welt, die mein war, sie

wird nun ebenso in Trümmer geschlagen wie die, die einstmals dein war.

Du altes Haus, ich weiß keinen Ort, wohin es mir besser anstünde zu kommen, mit meinem Kummer.

Ich bin eine Spielerin und Gauklerin gewesen, aber aus meiner Seele will weder Spiel noch Gaukeln mehr kommen.

Meine Seele ist geworden wie du, stumm, ohne Glocken, ohne Sang.

Meine Seele ist arm und dunkel und verwildert geworden, sie ist voll von Bildern des Schreckens und Grauens, sie ist geplündert und scheu und heimatlos, sie weiß weder Rat noch Ausweg, sie möchte sich nur verbergen und verschwinden vor aller Angesicht, so wie du, du arme alte Kirche in der Einöde."

Der Nebel

An einem Herbstmorgen des Jahres 1914, im ersten Jahre des großen Krieges, senkte sich ein recht starker Nebel über die kleine friedliche, von den Weltereignissen nahezu unberührte Gegend herab, wo der Friedfertige seine Behausung hatte. Der Nebel war jedoch nicht dichter, als daß er den ganzen Garten und alle Stallungen und Scheuern sehen konnte, aber weiter vermochte der Blick nicht zu dringen. Er sah keine Felder, keine Anhöhen, keinen Wald. Seine ganze gewohnte Umgebung war verschwunden. Er hätte sich einbilden können, daß er auf einer einsamen kleinen Insel weit draußen im Weltmeere wohnte.

Er war dieses engen Gesichtskreises ungewohnt, so ungewohnt, daß er einen quälenden Druck über den Augen verspürte. Es hatte etwas Verstimmendes, sich nicht frei nach allen Seiten umsehen zu können, und als er seinen gewohnten Morgenspaziergang durch den Garten machte, war ihm ängstlich und unruhig zumute wie vor einer drohenden Gefahr.

Unwillkürlich zog er die Augenbrauen zusammen und versuchte die Blicke zu schärfen, damit sie die Nebelmauer durchdringen könnten. Doch all das half

nichts, er mußte sich damit begnügen, das Allernächste zu betrachten. Anfangs recht unwillig suchte er eine Zerstreuung darin, einige feuerrote Ahornblätter zu bewundern, denen die Feuchtigkeit den Glanz alter Kupfergefäße geliehen hatte. Gleich darauf wurde seine Aufmerksamkeit von den betauten Spinnweben angezogen, die über ein Erdbeerbeet voll welkender Pflanzen ausgespannt waren. Er sagte sich selbst, daß diese Spinnweben die Schönheitsschleier des Herbstes waren, und er fragte sich, ob nicht vielleicht einst von ihnen die alternden Frauen es gelernt hatten, ihren erlöschenden Reiz hinter perlbestreuten Schleiern zu bergen.

Dieser Gedanke machte ihm Spaß, seine Verstimmung schwand, und er sah sich mit neuem Interesse um. Vor sich hatte er einen alten Astrachanbaum, der von Früchten schwer beladen war, und er überraschte sich darauf, den Baum außerordentlich schön zu finden. Dieser Baum pflegte ihn sonst jedesmal, wenn er den Garten durchstreifte, durch seine Häßlichkeit aus der Stimmung zu bringen. Er war niedrig und breit, die Äste spreizten sich geradlinig und plump vom Stamm weg. Aber jetzt zur Zeit der Reife, wo die Äste von Früchten schwer waren, beugten sie sich in zierlichem Bogen. Sie zeigten, daß sie nicht nur Stärke, sondern auch Geschmeidigkeit hatten. Er begriff, daß ihre geradlinige Ungeschlachtheit notwendig war, sollten sie die Bürde tragen können, die nun auf ihnen lastete.

Er fühlte sich plötzlich mit dem Nebel ganz ausgesöhnt. Er war es, der den Gesichtskreis zusammendrängte und seine Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten lenkte, an denen sich zu erfreuen er bislang verabsäumt hatte. Um gut zu sehen, um zu verstehen, was man sieht, dachte er, ist es zu allen Zeiten notwendig gewesen, die Blicke auf das Nächstliegende zu heften.

Diese Erfahrung wurde noch beim nächsten Schritte verstärkt, als er ein paar vollreife, grüne Pflaumen entdeckte, die letzten des Jahres, die bis jetzt allen spähenden Blicken entgangen waren. Aber der Nebel schien ihm einen neuen Gesichtssinn geschenkt zu haben, und er setzte sich sofort in den Besitz der kleinen blinkenden Dinger. Im selben Augenblick hörte er zum ersten Male an diesem Morgen einen Laut aus der Außenwelt. Eine starke, grobe Stimme rief drinnen im Nebel.

Herr Gott, sei gnädig und hilf den Kriegführenden. Ja, ja, erbarme dich der Kriegführenden! — Er blieb stehen und horchte. Deutlich drangen die Worte aus dem Nebel, doch kein Mensch war zu sehen. „Herrgott, sei gnädig und hilf den Kriegführenden! Ja, ja, erbarme dich der Kriegführenden, denn sie haben es so schwer. Das Blut fließt in den Straßengräben wie Wasser. Ja, ja, ja, Herr, mein Gott!"

Der Friedliebende, der in friedliche und angenehme Gedanken versunken, einhergegangen war, machte eine ungeduldige Bewegung. Schon wieder der Krieg! Konnte man ihn denn nicht für einen Augenblick ver

gessen! Wenn man seine Aufmerksamkeit etwas anderem zuwandte, schien die Natur selbst Stimme zu bekommen, um einem das Schreckliche, das über die Menschheit hereingebrochen war, ins Bewußtsein zurückzurufen.

Wieder rief es aus dem Nebel: „Das Blut fließt wie Wasser in den Straßengräben. Die Leichenhaufen liegen so hoch wie Erntegarben auf den Feldern. Ja, ja, ja, hilf den Kriegführenden!"

Es war natürlich die geistesgestörte Frau, die immerzu betend und singend in der Gegend herumstrich, sie hatte es sich jetzt einfallen lassen, Gott für die kämpfenden Großmächte anzurufen. Sie ging wohl dort oben über den Weg, der den Waldessaum entlang lief und der jetzt durch den Nebel unsichtbar geworden war. Es war rührend, sie zu hören, aber dabei konnte er doch nicht umhin, darüber zu lächeln, daß dieses armselige Geschöpf durch seine Gebete den Weltkrieg eindämmen wollte.

„Hilf den Kriegführenden, auf daß Friede werde!" wiederholte die Geisteskranke. „Das Blut fließt in den Gräben wie Wasser."

Er stand still und lauschte, so lange sie in Hörweite war. Dann seufzte er und setzte seine Wanderung fort.

Wahrlich, die Zeit war so, daß jeden Menschen die Lust anwandeln konnte, über Wege und Stege zu ziehen und die Angst hinauszuschreien, die man empfand.

Er stöhnte bei dem Gedanken an diesen Kampf, an

dem nahezu die ganze Menschheit teilnahm und der die ganze Welt mit Zerstörung bedrohte. Wenn es doch wenigstens eine Sturmflut oder ein Vulkanausbruch wäre, mit dem man es zu tun hätte! Das Unglück wäre darum nicht geringer, aber man hätte doch nicht das erniedrigende Gefühl, daß es von Menschen verursacht, von Menschen anbefohlen wurde! Man brauchte dann auch nicht daran zu denken, daß, da es vernünftige Wesen waren, die vom Wahnsinn des Krieges ergriffen worden, es doch irgendein Wort oder vielleicht irgendeine Maßregel geben müsse, die der Raserei Einhalt tun könnte. Man brauchte dann nicht täglich und stündlich voll Schmerz und Angst nachzugrübeln, um das zu finden, das der Vernichtung einen Damm setzen konnte.

„Was kann ich tun?" fragte er sich selbst. — „Mein Wort hätte nicht größeres Gewicht als das der armen geisteskranken Wanderin. Aber doch ..."

Er konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß etwas geschehen sollte, daß man nicht still sitzen konnte.

Auf seiner Wanderung war er nun in die entlegenste Ecke des Gartens gekommen. Und als er sich nun wandte, um zurückzugehen, hatte er ein lächelndes, anmutiges Bild vor sich.

Von hier hob sich der Boden in sanfter Steigung zum Wohnhaus. Der Friedfertige sah seinen ganzen alten Hof vor sich, mit seinen roten Häuschen und seinen Laubmassen in schillernden Herbstfarben. Es war vielleicht eigentlich nichts anderes, als was er alle

Tage sah, aber es nahm sich anders als gewöhnlich aus, weil der Nebel es von der umgebenden Landschaft herausgeschält hatte.

Als der Hof sich ihm so vereinsamt zeigte, merkte er erst so recht, wie schön das rote Wohnhaus hoch oben auf dem Hügel sich mit den grünen und gelben Baumwipfeln ringsum zusammenfügte, mit den niedrigeren Flügelanbauten, mit dem lauschigen Buschwerk darunter und mit dem Kranz der frischgesetzten Obstbäume, die den Fuß des Hügels umgaben. Nie hatte all dies sich so harmonisch zusammengeschlossen wie heute, wo der Nebel es umrahmte und alle Lücken ausfüllte. Nichts konnte man fortnehmen, alles mußte da sein, alles lag an seinem rechten Platze. So von Nebel und Grün zusammengefügt, dünkte ihm sein Heim anziehender denn je. Es strahlte Geborgenheit und Traulichkeit aus. Er fühlte sich ruhig und glücklich, wenn er es nur ansah.

Plötzlich kam ihm ein absonderlicher Einfall. Er dachte sich ganz allein mit seinem alten Hof. Er dachte sich den Hof und sich selbst, ihr eignes stilles Leben lebend, indes der Nebel sie mit seinen Mauern umschloß und sie vor der Welt verbarg. Der sollte Tag für Tag Wache um sie halten, so dicht und undurchdringlich, daß nicht einmal die Vorüberfahrenden, die oben über den Weg am Waldessaum kutschierten, darum wissen sollten, daß sie hier dicht daneben waren.

Der Postbote mit seiner schwarzen Tasche würde in dem irreführenden Nebel nicht in den Hof treffen.

Keine Gäste, keine Fremden würden die Mündung der Allee finden können, die zum Wohnhaus hinaufführte. Nichts aus der Außenwelt würde in den Hof dringen können, und nichts aus dem Hofe in die Außenwelt.

Winter würde auf Herbst folgen, Sommer auf Frühling, in sachtem Wechsel. Schnee würde fallen und schmelzen, Erde und Bäume würden sich in Grün kleiden, und das Grün würde welken und schwinden. Kälte und Wärme würden wechselweise zu ihnen dringen, aber der wallende Nebel würde immer bleiben.

In einem Traumdasein würden sie dahinleben, er und der Hof. Arbeit würde auf Arbeit folgen. Die Ernte auf die Aussaat, das Backen aufs Brauen, in langsamem Wechsel. Kühe würden gemolken, Schafe geschoren, Garn gesponnen, Tücher aus glänzendem Drill aus den Webstühlen gezaubert werden. Von ihrer eigenen Arbeit würden sie leben müssen. Nichts würde hingetragen, nichts fortgebracht werden können. Die Sorge, die sie bedrückte, würde ihre eigene sein. Sie würden nur auf sich selbst angewiesen sein. Sie würden auf einer Insel im Weltenmeer wohnen, zu der kein Fahrzeug den Weg wußte.

Was den Friedliebenden am meisten lockte, war die Aussicht, auf diese Art dem Grauen des großen Krieges entrinnen zu können. Er streckte seine Arme aus und sprach zum Nebel.

„Verweile, Nebel, verweile! Furchtbare Zeiten stehen bevor. Erspare es mir, sie zu durchleben! Stehe

Wache um mein Haus mit deinen weißen Mauern! Laß mich hier auf meiner Väter altem Hofe hausen, ohne zu wissen, was sich an Blutvergießen und Gewalttaten zuträgt! Laß mich und meine Leute hier still unserer Arbeit nachgehen, ohne uns von den Gerüchten des Unglücks fremder Menschen stören zu lassen!

Vögel werden manchmal den Weg zu uns finden, doch wir werden nicht forschen, ob sie wohl eine Botschaft unter dem Flügel tragen. Zuweilen, des Morgens, werden wir die arme Wahnsinnige unter lauten Gebeten vorbeigehen hören. Doch wir werden nicht aufhorchen, ob sie noch für die Kriegführenden betet.

Einmal, wenn alles vorüber ist, wenn die Menschen aufgehört haben zu kämpfen und sich gegenseitig zu vernichten, wirst du dich auflösen und verschwinden. Und wir, die wir nichts von dem Entsetzlichen wissen, das sich zugetragen, wir werden mit Wonne wieder in die Welt hinausgehen, um des Lebens ewiges Fest zu feiern. Unser Gemüt ist nicht durch die Berichte über Gewalttaten und Blutvergießen besudelt. Unsere Herzen sind nicht hoffnungslos geworden durch das Anhören des Unglücks, das wir nicht die Macht haben zu verhüten. Wir werden in dem Glauben in die Welt zurückkehren, daß die Menschen milden Sinnes sind und das friedliche Aufbauen lieben. Wir werden wie die frommen Siebenschläfer sein, die vor der Zeit der Gewalt gerettet wurden, um zu sehen, daß Glück und Friede wiederkehren können, daß Not und

Elend nicht das einzige sind, was die Erde ihren armen Kindern beut."

Als der Friedliebende diese Worte ausgesprochen hatte, hörte er zwei verschiedene Laute. Ein Windstoß fuhr durch den Nebel, schlangenhaft zischend. Das war der eine. Der andere war ein schwaches Echo des Gebets der armen Wanderin. — „Verhilf den Kriegführenden zum Frieden, Herr, du, mein Gott!" — ertönte es aus weiter Ferne. Es klang beinahe wie eine Warnung.

„Laß mich hier in meinem Garten wandeln, Nebel," — rief er aus — „und immer neue kleine Schönheiten entdecken! Lehre mich den Blick auf das Naheliegende zu heften! Laß mich auf die Art wirken, die mir eigen ist, mich mit Dingen beschäftigen, die mir gemäß sind! Erspare es mir, gleich einem Geistesgestörten durchs Land zu streifen, um zu versuchen, das richtig zu stellen, dem ich nicht gewachsen bin."

Als dies gesagt war, hörte man abermals ein Rauschen im Nebel. Er glaubte etwas zu vernehmen, das so klang wie „es geschehe dir, was du willst".

Aber das war natürlich nur ein Selbstbetrug. Beinahe im selben Augenblick kam ein frischer Wind herangeweht. Der riß den Nebel in Fetzen, die er nach allen Seiten wegschleuderte. Alles nahm wieder seine gewöhnliche Gestalt an, und er lächelte über die Gedanken, die der Nebel in ihm geweckt hatte und die sich nie verwirklichen würden. Doch solche Wünsche

auszusprechen wie die seinen ist ein gefährlich Ding. Die Naturmächte finden zuweilen ein boshaftes Vergnügen daran, unseren törichtesten Einfällen entgegenzukommen.

Von diesem Tage an merkte der Friedliebende, daß die Nachrichten vom Kriege, trotzdem sie an Grausigkeit zunahmen, sein Empfinden nicht mehr so aufwühlten wie früher. Alles, was geschah, dünkte ihn fremd und ferne und schien ihn nichts anzugehen. Er tat seine gewohnte Arbeit, ohne von der Angst angefochten zu werden, daß die Welt sich selbst zugrunde richtete.

Der Mann, der nicht begriff, daß es der Nebel war, der sein Gebet gehört und sich abstumpfend auf seine Seele gelegt hatte, gab sich dem Glauben hin, daß er an Gleichgewicht und Weisheit zugenommen habe.

Er pries seine Klugheit und seine Vorsicht. Aller Drang, ein Mittel zu finden, das die Sintflut, die über die Welt hereingebrochen war, aufhalten könnte, ertrank ebenfalls in dem Nebel, der, ohne daß er es merkte, seinen Verstand einhüllte. Alle Lust zu handeln fiel in Ratlosigkeit zu Boden, aber er war so stumpf geworden, daß er sich glücklich pries, weil er Weisheit genug hatte, sich still zu verhalten und sich nicht durch hoffnungslose Bestrebungen aufzureiben.

Er sah, daß andere, die nicht mehr waren als er, hervortraten, um ihr Wort zu sagen, aber er merkte nicht, daß sie durch ihre Reden irgend etwas erreichten. Er verglich sie dem Weibe, das er an jenem neb-

ligen Herbstmorgen zu Gott rufen gehört hatte. Er sagte sich, daß ihre Seelen verwirrt sein mußten, da sie etwas unternahmen, wozu sie weder Macht noch Befugnis hatten.

Aber im innersten Innern der Tiefe seiner Seele hatte er doch ihr Tun mit brennender Angst verfolgt. In schönen, sternklaren Nächten verlor der Nebel die Gewalt über seine Seele, und da dachte er in Verzweiflung der Stunde, wo er das Irdische verlassen und vor seinen Richter hintreten mußte. Und er wußte, in dieser Stunde würde die Frau, die rufend über den Weg ging, neben ihm vor Gottes Thron stehen. Und zu ihm würde Gott Vater mit strenger Stimme sagen: „Ich entfesselte zu deiner Zeit einen Sturm auf Erden. Wie kam der Gedanke in dein Herz, daß du dich vor diesem Sturm verbergen könntest?" Da würde der Friedliebende sich verteidigen und sagen: „Es war übermenschlich, das, was du von mir verlangtest. Ich schwieg stille, weil ich keinen Ausweg sah. Es war nicht meines Amtes, deinen Sturm zu dämpfen. Ich fürchtete, daß ich mehr Schaden als Nutzen stiften würde."

Da würde der höchste Richter sagen: „Ich weiß, daß ich dir nicht Verstand genug gegeben hatte, den Sturm zu dämpfen. Aber ich hatte dir Kräfte genug gegeben, Mitleid zu zeigen und Barmherzigkeit zu üben."

Da würde der Friedliebende auf die Frau weisen, die neben ihm vor Gottes Thron stand. „Diese Frau

hat ohne Unterlaß gesprochen und gesprochen," würde er sagen, „und was hat es gefruchtet?"

„Freilich konnte ihr Ruf das Herz der irdischen Machthaber nicht bewegen," würde dann Er sprechen, der über Himmel und Erde gebietet.

„Aber meine Arme hat er ihr aufgetan, und den Weg zu meiner Herrlichkeit."

Da würde der Friedliebende wissen, daß für ihn keine Hoffnung ist, und in seiner Verzweiflung würde er von Gottes Thron hinuntersinken, immer tiefer und tiefer, in jene Räume, wo alles Kälte und Dunkel und Schweigen ist und Versteinerung und lähmender Nebel.

Der kleine Matrose

Es ist an einem schönen Sonntagnachmittag, und ich sitze allein auf einer Bank in dem alten Schloßgarten vor einem kleinen Städtchen an der Westküste. Er ist ein sehr friedlicher, ruhiger Ort, obgleich er jetzt dem Publikum überlassen ist. Hier und dort sind unter den Bäumen Tische und Stühle aufgestellt. Hier und dort sitzen einige stille Gäste, die leise, fast flüsternd miteinander sprechen. Eine einzige alte Kellnerin besorgt die Bedienung. Sie nimmt ruhig und freundlich die Bestellungen entgegen und führt sie sorgfältig, aber ohne die geringste Eile aus. Wenn sie dann mit einem vollbeladenen Kaffeetablett kommt und es vor einen Gast niederstellt, lächelt sie wohlwollend wie eine Hausfrau, die ihrem Besuch das Beste vorsetzt, was das Haus zu bieten vermag.

Ein Stückchen hinter mir haben drei Personen an einem Tisch Platz genommen. Sie sitzen so regungslos und stumm, daß es eine Weile dauert, bis ich merke, daß sie da sind. Nur in langen Zwischenräumen sagt eines von ihnen ein Wort.

Die kleine Gesellschaft besteht aus zwei alten Frauen in ernsten schwarzen Kleidern und einem jungen Manne von ungefähr zwanzig Jahren, etwa

wie ein besserer Matrose gekleidet. Die beiden Alten sind so sehr davon ergriffen, hier draußen unter fremden, feingekleideten Menschen zu sitzen, daß sie absolut keinen Gesprächsstoff finden können, aber der junge Mann hält es offenbar für seine Pflicht, von Zeit zu Zeit etwas zu sagen.

„Mutter und Tante," ruft er aus, „wie nett das ist, daß wir so schönes Wetter für diesen Ausflug haben!"

„Ja, sehr nett," antworten die beiden Alten wie aus einem Munde, und dann senkt sich wieder Schweigen auf sie herab.

Ich rücke ein wenig auf der Bank, um besser sehen zu können. Der junge Matrose sitzt ein wenig achtlos zurückgelehnt, die Hände in den Hosentaschen, und schaukelt sich auf seinem Stuhl hin und her. Er sieht gar nicht gelangweilt aus. Im Gegenteil, ein zufriedener Ausdruck ist in seinem knabenhaften Gesicht.

Die zwei alten Frauen, die neben ihm sitzen, sind ganz ungewöhnlich häßlich. Sie sehen nicht einmal freundlich aus, sondern sitzen herb und düster da, gezeichnet von mühseliger Arbeit und schwerer, freudloser Lebensauffassung. Aber jedesmal, wenn der junge Mann ihren Blicken begegnet, leuchtet er auf und lächelt. Es ist nicht nur der schöne Nachmittag, der sein Wohlbehagen verursacht, sondern vor allem die Gegenwart dieser alten Frauen.

„Wie nett das doch ist, Mutter und Tante, daß wir so schönes Wetter für diesen Ausflug haben!" ruft er noch einmal aus, und die Alten stimmen bei wie zuvor.

Ich denke bei mir selbst, daß es nicht so ganz ausgemacht ist, daß die zwei alten Frauen wirklich mit dem Ausflug zufrieden sind. Sie sind vermutlich so eingefleischte Stadtbewohner, daß sie sich am wohlsten in ihren eigenen kleinen Stuben fühlen, in ihrer eigenen wohlvertrauten Straße. Vermutlich ist es ihnen nicht sehr angenehm, sich in einem solchen Vergnügungslokal zu zeigen. Nun ja, es wird ja nur Kaffee und Tee serviert, aber sie fühlen sich doch unsicher. Sie wären viel zufriedener, wenn sie in der Kirche säßen und die Abendmette hörten.

Natürlich hat „der Junge" ihnen zugesetzt, doch einmal herauszukommen. Er wollte ihnen eine Freude machen, indem er sie einmal hier hinaus in das Grün und die Blumen brachte. Er glaubte, es würde sie unterhalten, die vielen feinen Herrschaften zu sehen, die gerne zu diesem friedevollen Platz hinauswanderten.

Als die alte Kellnerin mit einem schweren Tablett zu der Gruppe kommt, sieht sie ganz besonders vergnügt und wohlwollend drein. Das ist etwas nach ihrem Herzen: ein Sohn, der mit seiner Mutter und einer alten Verwandten da ist, um ihnen eine frohe Stunde zu bereiten.

Jetzt, wo der Kaffee getrunken wird, ist es etwas lebhafter. Der Junge macht den Wirt, und die alten grämlichen Frauen müssen beinahe lachen, als sie sehen, wie resolut er aufsteht und nach der Kaffeekanne greift. Das ist ja die verkehrte Welt. Sie pflegen

doch sonst ihm alles hinzustellen und ihn aufzufordern zuzugreifen. Nun müssen sie es geschehen lassen, daß er den Kaffee einschenkt, Zucker hineintut, Sahne eingießt, alles im Überfluß.

Er ist vielleicht nicht ganz sicher, wieviel die Kanne enthält, denn er wagt nicht, in seine eigene Tasse einzugießen. Trotz aller Proteste tut er es nicht. Er hat schon vorher so unglaublich viel Kaffee getrunken. Und er nimmt sich auch nichts von dem Backwerk. Aber seinen Gästen häuft er so viel Kuchen auf, daß er rings um den Teller liegt.

Dann setzt er sich nieder und betrachtet die beiden Alten mit strahlender Miene. Er bemüht sich gar nicht zu verbergen, wie stolz er darauf ist, sie bewirten zu können, wie sehr es ihn freut, daß es ihm gelungen ist, sie hier heraus zu bringen, sie aus ihrer engen Gasse zu locken.

Bisher waren sie diejenigen, die sich für ihn plagen und rackern mußten, aber diesmal ist er mit reichlicher Löhnung heimgekommen. Die Gehalte sind ja jetzt im Kriege um das Vielfache erhöht worden. Jetzt kann er sie freihalten.

Während er sich zurücklehnt, um in eine möglichst bequeme Stellung zu kommen, denkt er daran, daß Mutter und Tante vielleicht noch nie ein solches Vergnügen gekostet haben. Wenn er wieder aufs Meer hinauskommt, wird es ihm lieb sein, daß er ihnen eine solche Freudenstunde geschenkt hat.

Der kleine Matrose ist ein wenig zerstreut gewesen,

während die Alten gegessen und getrunken haben. Aber im selben Augenblick, in dem sie die Tassen wegstellen, springt er auf, um ihnen nachzuschenken. Die Alten zieren sich ein bißchen, aber er gießt ihnen wieder volle Tassen ein.

„Ihr müßt schon vorlieb nehmen, Mutter und Tante, morgen gehe ich ja wieder auf Langfahrt."

Aber zum dritten Nachguß sagen die Alten entschieden Nein. Das ist etwas, das sie nie vertragen konnten. Das muß er doch wissen.

Sobald er überzeugt ist, daß sie wirklich genug haben, schenkt er sich selbst ein und trinkt eine Tasse nach der andern. Er leert die Kanne bis auf das letzte Tröpfchen und befreit das Backwerkkörbchen von allem Kuchen. Das geht so rasch und leicht, daß die Alten ganz verdutzt sind.

„Ja, du bist mir der Rechte, du! Sagst, daß du heute keinen Kaffee mehr trinken magst!"

Er lacht und ist glücklich über seine kleine List, und die beiden Alten vergessen sich so weit, daß sie lächeln, sie auch.

Aber als das Kaffeetablett abgetragen wird, ist es mit der Lebhaftigkeit aus, und das Schweigen senkt sich wieder auf sie herab. Die beiden Alten sehen sich um, als befüchteten sie, jemand könnte bemerkt haben, daß sie sich amüsierten. Sie recken sich empor und setzen die strenge Kirchenmiene auf.

„Es ist aber doch wirklich nett, daß wir so schönes Wetter für diesen Ausflug haben," sagt der Sohn.

Er sagt es mit einer Miene, als wäre er es, der den Sonnenschein und die Ruhe und den Sommerzauber bestellt hätte und nun dafür gelobt sein wollte. Und sie verstehen es und loben ihn, aber damit lassen sie das Gesprächsthema fallen.

Doch der kleine Matrose ist nach dem Kaffee lebhaft geworden, und er will sie wirklich in ein Gespräch hineinlocken.

„Sieh doch, Mutter, die vielen Schwalben!" sagt er.

Die Mutter hebt den Kopf, blickt aber in die verkehrte Richtung. Ihre Augen sind grau vom Star, und sie sieht keine Schwalben, aber das macht nichts. „Nein, wirklich, wie schön sie fliegen!" antwortet sie. Ein Weilchen später ist die Rede davon, heimzugehen und von all dem Schönen Abschied zu nehmen. Die Alten haben den Vorschlag gemacht, aber der Junge bittet sie ganz eifrig, noch ein bißchen zu bleiben. Er hat es hier so gut.

Und er sitzt da und schaukelt sich und pfeift vor sich hin, nachdem alle Gesprächsthemen zu Boden gefallen sind. Er wünscht sich wahrhaftig nicht von hier fort.

Er ist ganz zufrieden mit seiner Welt.

Da kommt eine Schar von fünf, sechs jungen Leutchen durch den Garten gewandert. Sie sprechen lauter als die bisherigen Gäste, sie bringen eine ganz andere Stimmung mit, als die früher unter den himmelhohen Bäumen herrschte.

Sie wandern dicht an dem Tisch vorbei, an dem der kleine Matrose sitzt, sie nicken und winken, um von

ihm bemerkt zu werden, aber sprechen ihn nicht an, sondern gehen weiter.

Aber eine von ihnen bleibt stehen, ein stattliches Mädchen, schön, zartwangig, mit großen, bittenden Augen.

„Grüß Gott, Kristensson!" sagt sie und nähert sich zögernd.

Der kleine Matrose nickt und lächelt, aber steht nicht auf und nimmt die Hände nicht aus den Hosentaschen.

„Grüß Gott, Anna!"

„Sie sind heut vormittag nicht mit zum Segeln gekommen, Kristensson?"

„Nein, Anna, ich wollt' doch auf den Kirchhof, sehen, wie sie den deutschen Matrosen begraben."

„Aber heut abend kommen Sie doch zum Tanz, Kristensson?"

Sie spricht ganz verzagt und hoffnungslos, mit Tränen in der Stimme.

„Dank schön, Anna! Aber heut abend hab ich daheim noch soviel zu tun. Sie wissen ja, Anna, daß ich morgen fort muß."

„Ja so. Ja, dann behüt' Gott, Kristensson!"

„Behüt' Gott, Anna!"

Er läßt sie gehen, schaukelt sich weiter und fängt wieder an zu pfeifen.

Die zwei Alten haben die kleine Szene mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Als das Mädchen geht, huscht der Schatten eines Lächelns über ihre

Gesichter. Sie können doch nicht umhin, sich zu freuen, daß der Junge es vorzieht, bei ihnen zu bleiben, obgleich Jugend und Liebe locken.

Die beiden alten Frauen erheben sich entschlossen. Jetzt ist es aber genug. Sie müssen heim, des Abendbrots wegen. Sie danken ihm ganz zeremoniös für das Fest, aber mitten in die Reihe der feinen Worte hinein ruft die Mutter aus: „An den Abend werd' ich denken bis zu meiner letzten Stunde."

Der kleine Matrose scheint nicht erfreut über den Aufbruch. Er bleibt bis zum letzten Moment sitzen; man sieht es seiner Miene an, daß er noch gerne weiß Gott wie lange geblieben wäre.

Während sie sich entfernen, folge ich ihnen mit den Blicken durch den Gartengang. Der kleine Matrose geht neben seiner Mutter. Sie haben eine Stelle zu passieren, wo der Weg über eine kahle Felsplatte führt. Da schlingt er den Arm um die Mutter und stützt sie.

Aber auch nachdem sie an der gefährlichen Stelle vorbei sind, geht er so weiter, den Arm um die Mutter gelegt.

Und es kommt mir jetzt vor, daß der Junge sie eigentlich gar nicht stützt, sondern sich eher an ihr festhält. Er umklammert sie, um Schutz zu finden.

„Er fürchtet sich," denke ich. „Man sieht es an den zusammengezogenen Schultern, daß er sich fürchtet. Er ist ganz außer sich vor Grauen, und wie früher einmal, als er noch ein kleines Kind war, schmiegt er

sich an seine Mutter, um Schutz zu finden. Aber wovor fürchtet er sich?"

Ich werfe einen beinahe entsetzten Blick auf die Stühle, auf denen die drei Menschen gesessen haben. Waren nicht eigentlich vier Gäste an dem kleinen Kaffeetisch gewesen? Saß nicht der bleiche Schatten des deutschen Matrosen, des Mannes vom Riff Horn, dessen windgetriebene Leiche man draußen zwischen den Schären gefunden und in die Stadt gebracht hatte, um sie zu begraben, mit im Kreise? Hatte der kleine Matrose ihn nicht die ganze Zeit da gesehen, drohend mit den Schrecknissen des Meeres? War nicht er es, der durch seine unheimliche Gegenwart den Jungen von Spiel und Lust gescheucht und das angstvolle Herz gezwungen hatte, in dem alten sichern Hafen Schutz zu suchen?

Er wollte, daß seine Mutter in dem sicheren Gefühl seiner ungeteilten Liebe für ihn bete. Er wollte jenen Schutz sein eigen nennen, den der Segen einer Mutter bringen kann, wenn er reich und vorbehaltlos gespendet wird.

Der Scheiterhaufen

(Brief eines dänischen Kriegsgefangenen)

Früher im Leben habe ich kaum je eine gereimte Zeile verfaßt, aber jetzt tue ich nichts anderes als Verse schreiben. Ich will die Kunst lernen, meine Gedanken zu unvergeßlicher Dichtung zu formen. Ich will lernen, den mächtigen Zauberstab zu schwingen, der die ganze Welt zum Gehorsam zwingt.

Es kommt mir selbst merkwürdig vor, daß ich so schreiben kann, denn ich habe gerade keinen geeigneten Arbeitsraum. Es herrscht keine Stille um mich und was man Dichterruhe nennt, davon kann ich nicht viel genießen. Ich sitze in einer Gefangenenbaracke in Irkutsk, in dem verdammten Lande Sibirien, und ich habe neunundneunzig Kameraden um mich hier im Zimmer.

Sie lärmen und toben beständig, und ich glaube, sie tun alles, was sie können, um mich zu stören. Sie setzen sich neben mich und singen Lieder, und sie heulen mir gerade in die Ohren. Es ist, als ob sie es nicht ertragen könnten, daß ich da sitze und Verse schreibe. Es ist, als wäre es verboten, in der Gefängnisbaracke

Verse zu schreiben, wie ich mir denke, daß es verboten ist, in der Hölle Psalmen zu singen.

Aber ich schreibe doch auf jeden Fall, weil ich mir Waffen schmieden will. Ich will mich üben, damit ich den Krieg niederschlagen kann. Ich will ihn zu Boden werfen, ich will meinen Fuß auf seinen Nakken setzen. Er soll das Unrecht bereuen, das er gegen mich begangen hat.

Ich gebe es ja zu, sie sind unglücklich, all diese, die in der Gefangenenbaracke eingesperrt sind. Ich weiß, ein paar von ihnen sind vor Heimweh wahnsinnig geworden und die anderen gehen nur herum und warten, daß sie an Typhus oder Cholera erkranken. Aber sie sind alle Soldaten, sie sind ausgezogen, um zu kämpfen und zu töten, und es widerfuhr ihnen kein Unrecht, als sie gefangengenommen und nach Sibirien geschickt wurden.

An mir hingegen, an mir beging man eine große Sünde, als man mich herbrachte, denn ich bin ein friedlicher Däne. Ich habe nie ein Gewehr ans Auge gehoben und mein Land ist nicht mit im Weltkrieg. Ich weiß noch heute nicht, warum das große Rußland seine Hand auf mich legte, in dem kleinen Städtchen in Westpreußen, wo ich mich bei meinen Anverwandten aufhielt. Ich war kein Spion, ich war kein Verräter, ich weiß nicht, warum ich in die Gefangenschaft geschleppt wurde.

Ich weiß nicht, warum man sich weigert, mich frei zu geben. Warum darf ich nicht heim nach Däne-

mark und für die Meinen arbeiten? Warum muß ich meine besten Jahre in Grübeleien und Müßiggang vergeuden?

All dies kann nur einen Sinn haben. Ich bin hieher gebracht worden, um das tiefste Elend des Krieges zu kosten. Ich bin hieher gebracht, damit dem Kriege ein Feind erwächst, der nie Frieden schließen, nie auf einen Vergleich eingehen wird.

Ich schreibe und schreibe, ich will die schöne Kunst lernen, Gedanken in Verse zu bringen. Ich will, daß meine Gedichte harte Zangen werden, die die Kriegslust der Menschen umklammern und sie mit den Wurzeln ausreißen. Ich will, daß sie siebzehnjährige Mägdlein werden, denen kein Mann zu widerstehen vermag. Ich will, daß sie summende Mückenschwärme werden, die den Schlaf aller Schlummernden stören. Aber ich bin ein Anfänger, und ich sehe es, noch sind meine Gesänge machtlos. Sie fallen zu Boden wie trockenes Laub. Es raschelt, wenn sie fallen, aber niemand dreht sich um und sieht nach, was da fiel.

Wenn jemand wüßte, wenn jemand wüßte, was es heißen will, in der Gefangenenbaracke zu sitzen und zu dichten. Manchmal kann ich nicht schreiben, weil ich meinen alten Rock flicken muß. Wir haben dieselben Kleider an wie vor drei Jahren, und sie sind so zerlumpt, daß sie in Stücke zerfallen. Manchmal ist es hier beim Fenster so kalt, daß die Finger erstarren wollen, und manchmal kann ich mich nicht zur Lampe

durchdrängen. Aber ich schreibe und schreibe: ich suche nach dem gefährlichen Wort, das sich um den Krieg schlingen kann wie eine mächtige Schlange und ihn erwürgen. Ich will ihn in einen Schmutzpfuhl stoßen. Ich will ihn in einer Gefangenenbaracke sterben lassen, in dem verfluchten Lande Sibirien.

Ich schreibe und schreibe. Es ist nicht zu verwundern, daß die russischen Wächter sich über mich lustig machen und glauben, daß ich verrückt bin. Es gibt viele im Gefangenenlager, die sich sonderbar betragen, aber noch haben sie keinen gesehen, der einen so wunderlichen Einfall gehabt hätte wie ich.

Aber ich weiß, daß nie Friede wird, bevor ich nicht in die Welt hinausziehen darf mit meinen kleinen Liedern, bevor ich nicht loskomme und sie Fischern und Bauern vorlesen kann, Frauen und Kindern, all denen, die in den Schützengräben kämpfen, und den Gefangenen und den im Kriege Verstümmelten. Es wird nie Friede, bevor nicht meine Verse umherfliegen und die Herzen entzünden können, so wie Feuerfunken Heuschober entzünden.

Wenn ich dann in eine Stadt komme, dann werde ich mich auf den Marktplatz stellen, auf die Rathaustreppe, und Männer und Frauen werden sich um mich versammeln. Und wenn sie meine Worte hören, dann wird in ihnen ein furchtbarer Zorn gegen den Krieg entstehen. Sie werden auf dem Markte Stroh und Holz auffammeln und einen großen Scheiterhaufen entzünden, und sie werden nach Hause eilen

und zurückkommen mit allen Vernichtungswaffen, mit allen Kriegsbüchern und Kriegsbildern. Sie werden kommen mit Uniformen und Trommeln, mit den schmetternden Trompeten und den flatternden Fahnen. Und all dies werden sie in den Scheiterhaufen werfen, auf daß es verbrenne.

Ja, das Friedensfeuer wird brennen. Alte Verse von blutigen Heldentaten werden brennen und Kinder werden ihre Spielzeughelme und Holzschwerter in den Scheiterhaufen werfen. Rostige Ritterrüstungen wird man aus den Museen tragen und mit Säbeln und Maschinengewehren einschmelzen. Alle Ehrenzeichen des Krieges, all seine Proklamationen, all sein Eigentum wird von den Flammen verzehrt werden.

Und die Kasernen wird man niederreißen, um dem großen Friedensfeuer Nahrung zu geben, Mauern und Festungswerke werden in seinem Scheine zusammenstürzen und die Schützengräben werden vernichtet werden und Kanonen und Mörser zu Schrothaufen.

Lasset das Friedensfeuer brennen! Lasset es brennen zur Freude für die Menschen! Lasset es knallen von Granaten und Kartätschen! Werfet die Kriegsschiffe hinein, werft die Unterseeboote hinein, werft die Flugmaschinen hinein! Lasset es flammen und prasseln, Gott und den Menschen ein Wohlgefallen! Lasset das Friedensfeuer brennen! Werft den Haß hinein, werft die Arglist des Menschenherzens hinein, werft den Übermut hinein, werft die Grausamkeit hinein! Dann wird der Krieg sich fürchten und die

Menschheit sich frei machen aus ihres Bedrückers Hand.

Ich schreibe und schreibe. Ich suche nach der flammenden Kraft, die meine Worte zu zündenden Feuerfunken machen soll.

*

Ich habe aufgehört zu schreiben. Es kam nicht dazu, das Friedensfeuer zu entzünden. Die russischen Wächter legten ihre Hand auf mich. Während ich dies schreibe, liege ich im Krankenhaus.

Aber ich habe keinen Typhus, ich nicht, wie die Menschen um mich. Ich werde nicht sterben wie die andern. Ich fiebere nur danach, zu schreiben, den Krieg zu Asche zu verbrennen auf dem großen Friedensscheiterhaufen.

*

Ich habe gehört, daß eine schwedische Gesandtschaft nach Irkutsk gekommen ist, und heute habe ich eine Rote-Kreuz-Schwester im Krankenhause gesehen. Ich will sie bitten, sich meiner Verse anzunehmen, meiner armen kleinen Lieder. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß sie hier im Krankenhaus liegen bleiben und als Kehricht verbrannt werden.

Ich werde sie bitten, daß sie sie mitnimmt in die Heimat. Wie wird es meinen Versen ergehen, wenn sie heimkommen? Wird sie jemand aufnehmen und weitergehen lassen? Ich weiß, daß sie schwach und

schlecht sind, aber sie sind das Vermächtnis eines Kriegsgefangenen, der in Sibirien gestorben ist.

Wird jemand sie drucken? Wird jemand sich um sie kümmern? Werden die Menschen nur ihren Fuß auf sie setzen und sie verachten? Werden sie auf den Märkten verlesen werden? Werden sie imstande sein, das Friedensfeuer zu entzünden?

Ich liege im Lazarett in Irkutsk, in dem verfluchten Lande Sibirien. Es handelt sich um Typhus. Niemand pflegt lebend von hier davonzukommen.

Meine dürftigen, armen Verse, werden sie leben, werden sie leben, wenn ich aus dem Leben gegangen bin?

In memoriam

Albert Theodor Gellerstedt

(Antrittsrede in der schwedischen Akademie den 20. Dez. 1914)

Meine Herren!

Da die schwedische Akademie die überaus große Dankbarkeitsschuld, die sie mir schon auferlegt, noch dadurch vermehrt hat, daß sie mich zu ihrem Mitglied wählte und mir dadurch den größten Ehrenbeweis erzeigte, den sie zu vergeben hat, erwies sie mir eine besondere Gunst, indem sie mich den Platz nach dem Dichter der Blumen und Vögel, Albert Theodor Gellerstedt, einnehmen ließ, mit der daran geknüpften Verpflichtung, einen Lebensabriß von ihm zu entwerfen. In den grauen Tagen eines värmländischen November hätte mir keine liebere Aufgabe zuteil werden können, als mich in seine Dichterwelt einzuleben. Oftmals hatte ich dabei eine so deutliche Empfindung von flatternden, musizierenden Vöglein umgeben zu sein, von prangenden Edelrosen und glitzerndem Sonnenschein, daß ich vom Buch aufsehen mußte, um mich in die Wirklichkeit zurückzufinden.

Aber ein Biograph hat nicht das Recht, einzig und allein in die Freude und Friedensstimmung zu versinken, die die Gellerstedtsche Dichtung ausstrahlt, sondern er muß forschen und untersuchen. Und was bei einer solchen Prüfung zuallererst in die Augen fällt, ist wohl, daß der Dichter in den sieben kleinen Büchern, die er hinterließ, nie von etwas anderem spricht, als von dem, was er selbst gesehen und erlebt hat. Er setzte sich nicht hin, um Gedichte oder Skizzen über Dinge zu schreiben, die es nie gegeben hatte, oder über Ereignisse, die nie geschehen waren, ja, er konnte sich nicht einmal damit begnügen, das wiederzuerzählen, was andere ihm mitgeteilt hatten. Selbstgesehen und selbsterfahren mußte das sein, was seine Feder in Bewegung setzen sollte.

Aus diesem, daß er die Gegenstände der Dichtung stets seiner eigenen Welt entnahm, ging ganz natürlich hervor, daß er hie und da im Vorübergehen auch eine kleine Mitteilung fallen ließ, was er selbst für ein Mensch war, wo er wohnte, und womit er sich befaßte. Und für mich, die ich noch in dem Lustgarten der Dichtung weilte, den er hervorgezaubert, war es ein lieber Gedanke, daß ich aus diesen kleinen Andeutungen ein Gesamtbild von ihm selbst zusammenfügen könnte. Ich würde gar nicht über dieses kleine umfriedete Gebiet hinauszugehen brauchen, in dem ich mich ebenso wohl zu fühlen glaubte, wie er selbst. Ich würde in dem Gefühl arbeiten können, daß der alte Dichter unter dem gewaltigen weißen Rosenbusch des

„Sommerhäusels" saß und mir von den Dingen erzählte, die er in seinem Leben bemerkenswert gefunden, während tausend Rosen Wohlgeruch in die Luft sandten und die Grasmücke ihre Triller schlug, drüben über dem großen Johannisbeerstrauch, der nie Johannisbeeren trug, aber auf dem engen Platz stehen bleiben durfte, weil er sich so vortrefflich zur Stütze für kleine Sängernester und zum Schutze für kleine Singvögeljungen eignete.

Aber diese Art, zu Werke zu gehen, war natürlich nicht die, die ich zuerst zu wählen gedachte, sondern ich begann die Arbeit damit, Auskünfte über Gellerstedt bei seinen Freunden und Angehörigen einzuholen. Mit größter Dankbarkeit werde ich eingedenk sein, wie bereitwillig sie mir ihre Hilfe versprachen und welche wichtigen Aufschlüsse sie mir gaben. Aber ich machte doch nur eine ganz kurze Wanderung auf diesem Wege; denn bald erlag ich der großen Versuchung, in diesem Lebensabriß nur das wiederzugeben, was der Alte von sich selbst erzählt hat.

Eine Sache möchte ich doch gern von diesen ersten Forschungen festhalten. Das ist das freundliche Aufleuchten im Auge, das gute Lächeln, das sich zeigte, wenn seine Freunde von ihm sprachen. Der alte Dichter war eine Erinnerung, an die sie mit Freuden dachten. Wehmut, daß er dahingegangen, war wohl auch zu merken, aber die Freude, daß sie ihn einmal besessen hatten, überwog.

Man braucht dem, was Gellerstedt zu erzählen hat,

nicht lange zu lauschen, so hört man ihn schon versichern, daß er in Sörmland geboren ist. An mehreren Stellen erwähnt er, daß er in der kleinhügeligen, wasserreichen Sörmlandnatur aufgewachsen ist. Aber andererseits soll es doch im Kirchenbuch der Gemeinde Säterbo eingezeichnet stehen, daß dem Kanalbaumeister Lars Gellerstedt und seiner Frau am 6. Oktober 1836 ein Sohn geboren wurde, der den Namen Albert Theodor bekam. Und die Gemeinde Säterbo liegt ja in Västmanland, wenn sie sich auch bis hinunter nach Sörmland erstreckt. Wie dem auch sei, wir müssen hierin dem Kirchenbuch unrecht und Gellerstedt recht geben. Er war ein Grenzbewohner, er stammte von der Gegend östlich vom Hjälmarsee, wo drei Landschaftsgrenzen zusammenstoßen. Und das hat die Verwirrung angestiftet. Aus dem großen schwedischen Garten, der Sörmland heißt, war er entsprungen. Er hat wohl kaum einen Sohn hervorgebracht, der deutlicher das Gepräge des Erdreichs trug, das ihn erzeugt hat.

Wenn man Gellerstedt darin recht gibt, daß er ein Sörmländer Kind ist, muß man hingegen ein paar andere Angaben, die er über seine erste Zeit macht, mit mehr Vorbehalt aufnehmen. Es ist wohl nicht ganz wortwörtlich zu nehmen, wenn er erklärt, daß er in einem Schilfröhricht geboren wurde, und sich mit Moses vergleicht, weil er seine frühesten Tage auf dem Wasser zugebracht hat. Es ist freilich wahr, daß sie in der Hjälmaregegend Wasser genug zur Verfügung

hatten, aber sein Elternhaus war doch auf jeden Fall ein rotes Holzhaus mit weißen Ecken und stand fest gegründet auf einem Hügel über dem alten Kanal, der seit Gustav Vasas Zeit die Verbindung zwischen dem Hjälmaresee und dem Arbogafluß vermittelt hat.

Es war kein großes Haus, in dem er heranwuchs. Es hatte eine gewaltige Küche, und das war wichtig, da all die Verrichtungen, mit denen die Mutter beständig beschäftigt war, ihren Raum verlangten. Aber es war auch bedauerlich, weil die anderen Räume im Erdgeschoß, das Wohnzimmer, das Eßzimmer und seine eigene Stube dafür gar zu klein ausgefallen waren. Glücklicherweise hausten ja auch nicht viele darin, nicht mehr als Vater, Mutter und er, so daß sie nicht soviel Spielraum brauchten, namentlich da Friede und Eintracht in dem stillen Heim herrschte.

Beide Eltern waren rechte Arbeitsameisen, und so war auch nicht daran zu denken, daß der Sohn seinem Anteil an Mühe und Anstrengung entgehen könnte. Er war noch nicht alt, als er ausgeschickt wurde, die Kühe von der Weide heimzuholen, oder als er es lernte, mit dem Flegel in der Tenne zu dreschen. Nicht nur zum Spaß, sondern um sich wirklich nützlich zu machen, half er Laub hacken und Schilf schneiden. In der emsigen Erntezeit wurde er am meisten in Anspruch genommen, aber er hatte das ganze Jahr genug zu tun. Er erwarb sich auch in einer Unzahl von Arbeiten Fertigkeit: er konnte Besen binden, er spulte Garn für seine hausgewebten Kleider, er fing die Bie-

nen ein, wenn sie schwärmten, und er zeichnete für die Mutter Muster. Mit dem Fischfang war er jeden Tag beschäftigt. Das war halb und halb eine nützliche Tätigkeit, aber es war auch das allergrößte Vergnügen.

Doch trotz all dieser Arbeiten hatte er noch Zeit, sich auf eigene Faust zu zerstreuen und zu vergnügen.

Ein kleiner Vorfall in seinen frühesten Kindheitsjahren — er glaubt selbst, daß er damals nicht mehr als vier Jahre alt war — gab den Anstoß zu mancherlei in dieser Richtung. Es begab sich nämlich damals, daß er sich zum erstenmal einen Vogel ganz genau ansah. Es war eine Bachstelze, die über den Zaun vor dem Fenster getrippelt kam, mit seidigschwarzer Brust und wippendem Schwanz. Sein Entzücken war so groß, daß ihm seine schweigsame alte Großmutter, die sich zufällig bei ihnen aufhielt, daraufhin eine kleine Legende erzählte, wie die Bachstelze einmal von der Jungfrau Maria den Auftrag bekam, ihre Schere und ihren schwarzen Seidenknäuel zu holen; aber die Bachstelze war eine säumige Botin, sie kam erst zurück, als die Jungfrau Maria schon anders wohin gezogen war, und seither fliegt der Vogel mit Knäuel und Schere herum, und sucht seine Herrin. Immer ruft er: Nimms mit, nimms mit! in seinem Eifer, das anvertraute Gut abzuliefern.

Daß solch kleinen Tierchen etwas so Merkwürdiges passieren konnte, muß den Vierjährigen sehr ergriffen haben. Nun hieß es auf andere Bachstelzen achten,

und horchen, ob sie in der gleichen Weise sangen, ja, man mußte auch auf die anderen kleinen Vögel aufpassen, um herauszukriegen, wie sie gekleidet waren, was sie sagten und was sie erlebt hatten. Und es zeigte sich, daß auch die, die nicht so glücklich daran waren, wie die Bachstelze, ihr Interesse hatten. Das merkwürdigste Ereignis in ihrem Leben fiel in den Vorsommer, wo sie Nester bauten und Eier legten. Es wurde eine der wichtigsten Beschäftigungen der freien Stunden, diese Nester zu suchen und den Ton jedes Vogels kennenzulernen, um beim Suchen einen Anhaltspunkt zu haben.

Ein anderes Gebiet der Welt, das ihm große Zerstreuung bereiten sollte, nicht nur in seiner einsamen Kindheit, sondern auch in aller Zukunft, entdeckte der kleine Albert Gellerstedt auf einer Reise nach Stockholm, die er mit den Eltern unternahm, als er ungefähr fünf Jahre alt war. Es ist ja oft gesagt worden, daß es nicht so leicht ist, den Wert dessen zu erkennen, was man stets vor Augen hat; dazu braucht es Entfernung und Entbehrung, und daher kam es wohl, daß er gerade damals einen wilden Heckenrosenstrauch bewunderte und liebte, der an einer Uferanpflanzung in der Norrtullsgegend blühte. Er hätte ihn vielleicht gar nicht bemerkt, wenn er daheim in all dem Überfluß von Blumen und Grün geblieben wäre. Aber hier in der Stadt gewann er in dem Grade sein Herz, daß er ihn gar nicht mehr vergessen konnte. Als er wieder nach Hause zurückkehrte, mußte

er gleich nachsehen, ob es denn auch hier etwas ebenso Schönes gab. Nun ging er daran, die Blumen zu untersuchen, die in Garten und Hag, in Wiese und Wald, in Fluß und See blühten. Man mußte lernen, wo sie sich am liebsten aufhielten, wann sie am schönsten blühten, alle diese kleinen Lieblinge, die ihm teuerer wurden, als er damals erklären, als er je beschreiben konnte.

Bei all dieser Naturanbetung war er ein Unband, ein Wildfang, ein richtiger Junge, ängstlich bestrebt, ja nicht die leiseste Spur von Weichheit zu zeigen. Aber einmal verriet er ganz unversehens ein wenig von seiner wirklichen Natur. Es war ein Weihnachtsabend mit guter Schlittschuhbahn. Er war mit der Jugend der Umgegend auf dem See gewesen und hatte da ein kleines Abenteuer erlebt und sich infolgedessen verspätet. Als er endlich heimkam und in die gute Stube trat, wo die Weihnachtsgeschenke ausgebreitet waren und der Christbaum zum Anzünden bereitstand, waren die Eltern mißgestimmt. An diesem Abend hätte er doch die Kameraden rechtzeitig verlassen können; er wußte ja, daß sie hier daheim auf ihn warteten. Da mußte er ihnen denn erzählen, daß die Kinderschar draußen auf dem Eise einen Mann getroffen hatte, der schwer betrunken auf einem Schlitten saß und sicherlich in der Kälte erfroren wäre, wenn nicht er und noch ein paar Jungen ihn nach Hause geschleppt hätten. Aber es war ein langer Weg und eine schwere Ladung gewesen. Er hatte nicht früher

kommen können. Darüber herrschte größere Freude daheim, als der Junge erwartet hätte. Der Weihnachtsabend wurde reicher, wärmer als je zuvor. Und das war ja auch nicht zu verwundern: die Eltern wußten ja schon, daß sie einen Sohn hatten, der ungewöhnlich reich begabt, geweckt, und klug war; aber daß dieser Wildfang auch Barmherzigkeit und Hilfsbereitschaft einem Unglücklichen gegenüber zeigen konnte, das hatten sie vielleicht kaum zu hoffen gewagt.

Als Gellerstedt elf Jahre alt war, kam er nach Arboga zur Schule. Aber er stellt sich selbst kein gutes Zeugnis aus, weder im Fleiß, noch im Betragen. In den Schulknaben hatte er gleichalterige Kameraden zum spielen, in den Lehrbuben gleichalterige Feinde zum raufen. — Das scheint zum mindesten in den ersten Schuljahren das Hauptergebnis gewesen zu sein. Im letzten Jahre in Arboga lernte er jedoch etwas von höchstem Wert, obgleich auch diese Erkenntnis nicht auf der Schulbank erworben wurde.

Im letzten Wintersemester — er war damals sicherlich nicht älter als fünfzehn Jahre — begegnete er eines Tages auf der Straße einem jungen Mädchen von ungefähr seinem eigenen Alter, sah ein schönes Gesicht, hörte eine wohlklingende Stimme ein paar Worte sagen und fühlte plötzlich, daß eine große, mächtige Veränderung in ihm vorgegangen war.

Er befand sich durchaus nicht im Zweifel, was es war, das sich begeben hatte, sondern wußte vom er-

sten Augenblick an, daß er jetzt verliebt war. Aber es fiel ihm deshalb nicht ein, zu versuchen, mit dem jungen Mädchen bekannt zu werden. Während des ganzen Semesters trieb er es nicht weiter, als in Erfahrung zu bringen, wo sie wohnte, um so oft als möglich an ihrem Fenster vorbei zu gehen und einen Blick auf sie zu erhaschen. Im Sommersemester kam er ihr jedoch ein wenig näher. Da gingen sie zusammen draußen in der Umgebung des kleinen Städtchens spazieren und pflückten Schlüsselblumen und gelbe Anemonen, wie es die jungen Leute damals zu tun pflegten. Und auf ihren Wink hörte er auf, mit den Lehrbuben zu raufen, Vogelnester zu plündern und derbe oder häßliche Worte zu gebrauchen. Von Liebe war zwischen ihm und „Ruth" keine Rede, aber sie wußte schon, wie es um ihn stand, und Freunde und Bekannte waren auch nicht im Unklaren darüber.

Am letzten Abend, den er in Arboga verlebte, veranstaltete ein barmherziger Freund eine kleine Bootsfahrt über den Fluß. Ruth und er und einige andere junge Leute wurden eingeladen. Bald glitten sie zwischen den üppig blühenden Flußufern unter einem herrlichen Abendhimmel dahin. Sie rissen Seerosenknospen aus dem Wasser, sie gingen ans Land und pflückten Blumen, sie sangen Lieder, sie lauschten dem Geigenspiel eines der Teilnehmer, sie scherzten und lachten, und Ruths schönes Gesicht erleuchtete das ganze Fest. Aber die Zeit verfloß rasch. Mitternacht begann heranzukommen, und sie mußten nach Hause

zurückkehren. Gellerstedt führte die Ruder, und auf der Steuerbank ihm gegenüber saß Ruth und ordnete ein Sträußchen blauer Veronika, jene kleinen leicht abfallenden Blumen, die „Treue bis in den Tod" genannt werden. Wehmütig dachte er an all das, was er nun verlassen mußte. Er würde jetzt die Bücher beiseite legen und in die Welt hinausziehen, um Baumeister zu werden, wie der Vater, aber er wollte sich nicht damit begnügen, sich um Schleusen und Kanalufer zu kümmern, sondern er wollte gewaltige Bauten errichten, mit Türmen, so hoch wie die Kirchen Arbogas. Er war sehr froh, daß die Eltern ihm gestattet hatten, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen. Aber es war noch weit bis zum Ziel. Er wußte nicht einmal, ob er an der Kunstakademie in Stockholm als Schüler aufgenommen werden würde. Das einzig Sichere war, daß alles hier nun ein Ende hatte. Schon morgen würde er weit weg von ihr sein, der er seine ganze Liebe geschenkt hatte.

Trauer und Sehnsucht erlangten plötzlich Macht über seine Schüchternheit. Gerade als die ersten Stadthäuser in Sicht kamen, stand er auf, ging zu Ruth hin, ergriff eine ihrer blauen Blumen und steckte sie in seine Brusttasche. Nichts sagte er, und nichts sagte sie, aber sie wurde so still und so schön. Die mit im Boot saßen, waren ein wenig gerührt und blieben alle stumm. Nur der kleine Geiger stimmte an: Weißt du wieviel Sterne stehen an dem blauen Himmelszelt . . . .

12*

In gewisser Weise wurde aus dem Ganzen nichts weiter. Es kam weder zur Verlobung noch zur Heirat; aber der feine Duft der ersten Jugendliebe blieb in der Seele des jungen Menschen, der in die Großstadt ziehen sollte, um dort das Glück zu suchen. Sie trug den Keim zur Reife und Entwicklung in sich. Sie war gerade zur rechten Zeit gekommen, um ein Schutz gegen Alles zu werden, was ihm an Schlechtigkeit und Laster begegnen sollte.

*

Auf dem Leuchtturmplatz der äußersten Klippe südlich von Karlskrona, ein paar nackten niedrigen Schären, die man vom Land aus kaum bemerken würde, wenn nicht auf der größten von ihnen ein kleiner Festungsposten stünde, wurde im Sommer 1870 ein neuer Leuchturm gebaut. Der den Bau leitete, war ein junger Ingenieur, jetzt einige dreißig Jahre alt und seit fünf Jahren verheiratet. Schon seit 1864 hatte er die Aufsicht über die Bauten des Lotsen- und Leuchtturmamtes hier im Reiche.

Aber der hohe Leuchtturm war nicht das einzige Bauunternehmen, das in diesem Jahre draußen auf der Schäre in Gang war. Da gab es nämlich eine Menge Hausschwalben, die von den Insektenschwärmen der Tangbänke hingelockt worden waren, und zur rechten Zeit hatten diese angefangen, sich mit ihren Nestern zu befassen. Der junge Ingenieur hatte beobachtet, wie sie ihre kleinen Hängetürme an den Mauern des alten Turmes befestigten. Zuerst wurde

ein Ring aus Lehm an die Mauer festgeklebt. Er wuchs an, und bald sah man die Rundung des Erdgeschosses. Aber weiter kam es auch nicht. Sobald eines der kleinen Schwalbennester halbfertig war, löste es sich von der Wand und fiel zu Boden.

So begab es sich mit einem Nest nach dem anderen. Kein einziges erlangte solche Haltbarkeit, daß es zur Verwendung kommen konnte. Den ganzen Sommer war bei den Schwalben auf der äußersten Klippe keine Rede von Eierlegen, geschweige denn von einer Aufzucht der Jungen.

Das war ein recht seltsames Vorkommnis und nicht leicht zu erklären. Die kleinen Baumeister verstanden ihre Sache wohl, aber vielleicht war mit dem Baumaterial, das dieses Jahr zur Verfügung stand, irgend etwas nicht in Ordnung.

Während der menschliche Baumeister, der auch hier draußen auf der Schäre arbeitete, dastand und zusah, wie die Nester der Schwalben zerfielen, dachte er an seines eigenen Glückes Haus, an dem er nun schon seit dem Aufbruch nach Stockholm, am Tage nach der lieblichen Bootsfahrt auf dem Arbogafluß zimmerte. Baute er es aus dem rechten Stoff? Würde es haltbar sein? Würde es ihn und was ihm zugehörte, tragen können? Vielleicht würde es auch zu Boden stürzen, bevor es mehr als halbfertig war?

Da war ja kein Zweifel, er hatte Erfolg gehabt. Ängstlich und verzagt war er vor dem Eisengitter der Kunstakademie gestanden, aber alles war gut gegan-

gen, und er war in die Architektenklasse aufgenommen worden. Da hatte er die Führung eines so genialen Lehrers, wie Scholander genossen und die höchste Anerkennung errungen: die Medaille und das große Reisestipendium. Dann hatte er sich drei ganze Jahre im Ausland aufgehalten, hatte gesehen, genossen, studiert. Als er wieder heimkam, war er wohl vorbereitet, die schwindelnd hohen Kirchen und Schlösser zu bauen, von denen er in seiner Kindheit geträumt hatte, aber niemand hatte ihn zu solchen Aufgaben berufen. Um heiraten und einen Hausstand gründen zu können, hatte er sich um die Ingenieurstelle beim Lotsenamt beworben. Und nun fuhr er umher und baute Leuchttürme! Hieß das, das Glückshaus in der rechten Weise erbauen?

Noch tiefere Grübeleien bemächtigten sich seiner. Hatte er richtig gewählt, als er aus sich einen Architekten machte? Er konnte sich ein Leben ohne künstlerische Tätigkeit nicht denken, aber wenn nun in seinem Lande und in seiner Zeit kein Bedürfnis nach einem Baukünstler war — — —

Wenn er an die Jahre zurückdachte, wo seine Anlagen sich zuerst zu erkennen gegeben hatten, mußte er zugeben, daß viele Zeichen darauf deuteten, daß er zum Maler geboren war. Er hatte immer eine ausgesprochene Fähigkeit gehabt, das was er sah, fest und klar ins Auge zu fassen. Er hatte als Kind gezeichnet und gemalt und ja eigentlich nie ganz aufgehört mit Pinsel und Farben zu arbeiten. Viel-

leicht auch hätte er sich zum Dichter ausbilden können? Von Kindheit an war es so gewesen, daß er aus dem, was er sah, einen Sinn herauslesen wollte. Und hier draußen auf der Schäre hatte er sogar begonnen ein paar kleine Verse zu formen. Er hätte ja ebensogut einen dieser Kunstzweige wählen können. Der Maler und der Schriftsteller hatten es beide leichter als der Architekt, ihren Beruf auszuüben.

Man denke, wenn er nie dazu kam, etwas anderes zu bauen als Leuchttürme und Lotsenhütten! Es war ein Lebensunterhalt, und den Lebensunterhalt hatten auch die Schwalben hier auf der Schäre, aber den Glücksbau, der dem Leben erst Inhalt geben sollte, den vermochten sie nicht aufzurichten.

War er nicht auf einer entlegenen Klippe gelandet, einem Orte, den er des Auskommens wegen gewählt hatte, aber von dem er bald aufbrechen mußte, da dort soviel von dem fehlte, was für ihn das Wesentliche war?

Lange ging er in dieser Unruhe herum, aber eines Tages fand er eine Art Trost. Es war eine Kindheitserinnerung, die in ihm erwachte. Er entsann sich der großen alten Weiden, die an dem Ufer des dreihundertjährigen Kanals wuchsen. Sie waren ebenso groß wie alt, und eine jede von ihnen entsandte viele Stämme, einige über das Wasser hin, andere gerade zum Himmel hinauf, andere landeinwärts. Als Kind hatte er die Weiden als Brücken benützt, um sich zu den Seerosen hinauszuschlängeln, die draußen im Ka-

nal blühten, und auf diese Art hatte er den Unterschied zwischen ihnen und anderen Bäumen sehen gelernt und sie lieber gewonnen als die übrigen. Andere Bäume hatten nur einen Stamm, aber die Weiden hatten viele, und das konnte doch nur ein Vorzug sein. Sie waren geduldig, man konnte ihnen so viele kleine Zweige abbrechen als man wollte, ohne daß es ihnen das mindeste anhatte. Dem Wasser waren sie zugetan und den Menschen auch: sie hielten sich immer an solchen Gewässern auf, wo auch Menschen gern wohnten und hausten. Aber da wollten sie ihren Platz für sich haben. Demütig und bescheiden waren sie: rings um sie, auf dem Lande wie im Wasser, konnte es wachsen und blühen. Dankbar waren sie, wenn man nur einen Versuch machte, sie zu pflanzen, gleich schlugen sie Wurzeln.

Nun dünkte es ihn, daß die Weiden ihn daran erinnerten, daß auch sie Bäume waren, wenn sie auch nicht mit einem einzigen Stamm in die Höhe schossen. Wurden sie gehemmt oder behindert, dann neigten sie sich und fügten sich, aber sie wuchsen darum doch. Warum sollte er es nicht ebenso machen? Sich damit begnügen, der Weidenbaum unter den Künstlern zu sein? Seiner Begabung das Recht geben, sich nach soviel Seiten auszustrecken, als sie es vermochte. Was bedeutete es, ob er ein hoher Baum wurde, wenn nur das Wesentliche, das Schaffens- und Dichterglück ihm nicht versagt blieb!

In der lieblichen Kindheitsheimat am Hjälmare-

kanal gab es etwas, das der Deutsche Hain hieß. Im Sommer war er ein weitgestrecktes, grünes Gewölbe, das auf schlanken Birkensäulen ruhte, im Frühling ein einziger, zusammenhängender Teppich von Leberblümchen. In demselben Jahre, in dem Gellerstedt das Elternhaus verließ, um seine Studien in Stockholm zu beginnen, war er in den Osterferien in diesen Hain gegangen und hatte große Mengen der kleinen Blümchen gepflückt. Er achtete darauf, daß er Blumen von allen Schattierungen bekam, hellblau, lilafarben und rötlich, er wußte ja so genau, wo er die einen wie die anderen finden sollte.

Mitten in seinem Sammeleifer blieb er ganz erstaunt vor ein paar weißen Blumenhügelchen stehen, die er noch nie bemerkt hatte. War es möglich, daß es hier in dem Hain eine Blumenart gab, die er noch nie gesehen hatte?

Es war auch keine neue Bekanntschaft. Es waren nur ein paar Leberblümchen, denen es aus dem einen oder anderen Anlaß beliebt hatte, sich in Weiß zu kleiden. Vielleicht nur, um sich besonders schön für ihn zu machen, der von Kindheit auf ihr Freund gewesen und nun allen Ernstes fortziehen sollte. Sie wußten wohl, wie wehmütig seine Gedanken, während er so im Hain umherwanderte, zur Heimat geschweift waren, zu Ruth, zu allem, was er nun verlassen sollte.

Es fehlte nicht viel, so hätte er geglaubt, daß es sich wirklich so verhielt, wenigstens konnte er seither

nie die weißen Leberblümchen vergessen und die Freude und den Trost, den sie ihm geschenkt hatten.

Auch sah er keine anderen weißen Leberblümchen mehr, bis zum Frühling 1871, ganze neunzehn Jahre später. Auch da zu Ostern.

Das meiste, was ihm in der Zwischenzeit widerfahren war, war ja günstig gewesen — günstig auch in dem Sinne, daß er sich seine kindliche Lebensfreude bewahrt hatte. Aber in diesen Tagen hatte Kummer ihn heimgesucht, und eines Morgens war er so verzweifelt aus seinem Heim in Stockholm fortgegangen, daß er nicht einmal wußte, wohin er seine Schritte lenkte.

Doch einmal auf der Wanderung erwachte er plötzlich zu dem Bewußtsein, wo er sich befand. Er ging über den Heumarkt, und in der einen Ecke des Marktes hatte sich eine Menge armes Landvolk mit seinen Fuhren von Frühlingsgrün und Blumen niedergelassen. Es war vielleicht der wohlvertraute Duft des zarten Grüns, der ihn aus der Betäubung geweckt hatte.

Er hielt seine Schritte an, und sieh da! Da lagen gerade vor ihm zu oberst auf einer der kleinen Blumenpyramiden zwei Büschel weißer Leberblümchen.

Da waren sie wieder, da kamen sie jetzt, wie das erstemal, um ihm über einen schweren Abschied hinwegzuhelfen. Es wurde ihm wundersam zumute, wie immer, wenn man das Gefühl hat, daß uns die große Natur rings um uns, in der einen oder anderen

Weise zeigen will, daß sie an unserem Schmerz oder an unserer Freude teilnimmt.

Ein paar Stunden später wurden die blauen Leberblümchen in den Sarg eines toten Knäbleins gelegt, der den Namen Sten getragen hatte. Er war ganz auf blaue Anemonen gebettet, aber unter seinen kleinen Patschhändchen ruhten die weißen Abschiedsblumen, die Trostblumen.

Und jetzt, wo Gellerstedt in sein Mannesalter getreten ist, finde ich plötzlich, daß meine Methode, ihn sein eigener Biograph sein zu lassen, ihre großen Schwierigkeiten hat. Denn was kann ich wohl nach seinen eigenen Büchern von seinem Leben und seiner Tätigkeit wiedergeben?

Ich kann vorerst einmal erzählen, daß er jetzt in seiner eigenen kleinen Steinvilla weit draußen in Oestermalm wohnt, daß er davor ein Gärtchen angelegt hat, das mit seiner ellentiefen Gartenerde und seiner reichlichen Sonne bald zu einem kleinen Paradies wird, daß der Garten von einem Staket umgeben ist, das von einem versoffenen Arbeiter angelegt wurde, dem Herrn des treuen Hundes Hektor. Ich kann erzählen, daß eine Drossel mit hohem weißem Stehkragen und schwarzem Ordensband über der Brust an Wintertagen zu kommen und an die Scheibe zu klopfen pflegt, um Geschäfte in Hanfsamen und Talg zu machen, daß eines Frühlings im Garten ein Nistkästchen aufgestellt wird, das nacheinander ein

Gartenrotschwanz, der kein Weibchen findet, einnimmt, ein schwarzweißer Fliegenschnapper, dessen Schätzchen die Beute der Katze wird, und schließlich eine kranke Drossel, sicherlich ein lebensmüder, alter Einsiedler. Ich kann erzählen, wie der Nestplünderer der Sörmländer Wälder sich in einen Mann verwandelt hat, dessen schwerster Kummer es ist, ein Vogelnest zerstört zu sehen, wie aus dem fünfjährigen Schwärmer für einen rosigen Heckenrosenstrauch ein fanatischer Züchter und Verehrer der schönsten Edelrosen geworden ist. Ich kann von der Rinarose erzählen, von der Rose, die der „siebenarmige Leuchter" genannt wird. Das eine Rosenleben nach dem andern kann ich nach seiner Beschreibung wiedergeben. Ich kann von den flammenden Tulpen erzählen, von der genügsamen Kresse und der anhänglichen Bellis perennis, die in seinem Gärtchen gedeihen. Ich weiß, daß er wenigstens in den ersten Jahren seine Reisen noch fortsetzt und nach seinen Leuchttürmen sieht. Ich folge ihm nach Västergarn, zur Kapellenspitze, zu dem kleinen Leuchtturm im Kalmarsund, der wie ein „Nachtkästchenleuchter auf einem Glastablett" aussieht.

Ich weiß auch zu erzählen, wie die Großstadt sich immer drohender dem kleinen Gärtchen nähert, wie sie ihre hohen Häuser rings herum aufrichtet, ihre häßlichen Feuermauern. Da wird kein Pardon gegeben: die Rosen werden ihres Sonnenscheins beraubt, die Menschen ihres Behagens. Schließlich lebt

man da wie auf dem Grund eines Steinbruchs, ohne Luft und Licht. Es bleibt nichts anderes übrig, als den lieben kleinen Besitz zu verkaufen und wegzuziehen. Der junge, vierzig Meter hohe Eschenbaum, den Gellerstedt selbst als dreijähriges Pflänzchen hingebracht hatte, muß vor der Axt fallen, während alles, das sich retten läßt, Edelrosen und Blumenzwiebeln, Flieder und Beerensträucher, Bekannten geschenkt oder auch in das „Sommerhäusel" gebracht werden, dem kleinen Fleckchen Erde auf der Värminsel, die er für fünfzig Jahre gepachtet hat.

Diese Übersiedlung aus dem entzückenden eigenen Heim in der Stadt fand im Jahre 1902 statt, und damit beginnt die Geschichte des „Sommerhäusels". Da stand ursprünglich nur eine elende Taglöhnerhütte mit ein paar versandeten Feldern, die seit unvordenklichen Zeiten nur Kartoffeln getragen hatten; aber Gellerstedt errichtete da eine kleine Sommervilla und bepflanzte und besäte jeden Quadratzoll Erde. Wie genau hat er mich nicht mit dem Leben dort draußen in seinem stillen Altersheim vertraut gemacht! ganz so, wie mit dem lieben Kindheitsheim! Da geht der fanatische Erdgräber Johann aus Kräklinge und bricht Steine aus dem Boden. Da geben die wilden Rosensträucher Proben ihrer wunderbaren Lebenskraft, da geht man und behütet die ungeschützten Nester der kleinen Gartensänger, da trauert man über die bösen Streiche des Eichelhähers und der Katze; da hört man den Krammetsvogel konzertieren, der

ebensoviel von den anderen Vogelstimmen weiß, wie nur je Gellerstedt selbst. Da kriecht die Natter auf den Apfelbaum, da wird über alle Launen der Natur nachgegrübelt, da führt man genau Buch über die Leistungen der Edelrosen.

Über all dies weiß ich also ganz gut Bescheid, aber wie unglaublich viel sollte ich nicht außerdem wissen! Ich war selbst Gellerstedts Zeitgenossin, und ich erinnere mich, daß er eine Zeitlang Professor der Architektur an der technischen Hochschule war, eine Zeitlang Chef der Ober-Intendantur. Ich mußte ihn ja als einen hochgeschätzten Aquarellisten und Radierer nennen hören, ich weiß, daß er die Egon Lundgrensche Medaille bekommen hat, zum Mitglied der Akademie der freien Künste gewählt wurde und mehrere Jahre ihr Sekretär war. Und noch weniger kann es mir unbekannt geblieben sein, daß die Schwedische Akademie ihm den Karl-Johann-Preis für seine Gedichte zuerteilt hat und daß er im Jahre 1901 berufen wurde, ihrem Kreise anzugehören.

Aber wenn ich von dem alten Dichter noch mehr über all dies erfahren will, dann komme ich zu kurz. War er befriedigt? Trauerte er darüber, daß er fast gar nicht als schaffender Architekt hatte wirken können? Genügte es ihm, in seinem Hauptfach nur als Lehrer und Beamter zu arbeiten? Hat irgend etwas von seiner Saat von Ideen und Anregungen in unseren Tagen vielfältige und herrliche Früchte getragen?

Auch auf seine Maleraussflüge kann ich ihm nicht folgen. Er ist der Maler der stillen alten Gäßchen gewesen, er hat ihre rasch verflüchtigte Schönheit vor der Vergessenheit gerettet. Aber über die Freude, die Hingebung, mit der er diese Arbeit ausgeführt hat, hat er auch nicht viele Worte verloren.

Und seine Bücher! Ich habe vor mir vier Bände mit kleinen kurzen Gedichten, zwei Bände Prosastücke und den versifizierten Anfang einer Selbstbiographie, die nicht im Buchhandel erschienen ist. Was ist ihre Geschichte? War er ängstlich, er wie andere, als er sie in die Welt hinaussandte? Freute er sich über die Freunde, die sie ihm verschafften? Bemerkte er, daß eine Menge der Gedichte in Musik gesetzt wurden? Träumte er davon, einmal, wenn er zur Ruhe kam, größere Dinge zu vollbringen, die das Menschenherz tiefer ergreifen, die Lebensweisheit, die er in seinem langen Leben gesammelt, noch kräftiger einprägen sollten?

Er, der in drei Richtungen so Hohes erreichte, als ein Mensch sich nur wünschen kann, war er froh über die Art, wie er sein Pfund verwaltet hatte? War es ihm genug, der Weidenbaum mit den vielen Stämmen zu sein? Grübelte er nicht darüber nach, wie es gewesen sein könnte, wenn er mit gesammelter Kraft als ein einziger Stamm in die Höhe geschossen wäre?

Es sieht sogar aus, als hätte Gellerstedt das Gefühl gehabt, daß ein künftiger Biograph ihm diese und ähnliche Fragen stellen könnte. Er beginnt eines

seiner Prosastücke mit dem Eingeständnis, daß er mit allerlei Auszeichnungen sehr verwöhnt wurde, und er verspricht, von einer davon zu erzählen, der ersten. Und nach diesem verheißungsvollen Anfang erfährt man, daß er im Alter von fünf Jahren von einer dankbaren Schultante mit einer Schachtel Zuckerplätzchen geehrt wurde. Es ist beinahe, als wollte er sich auf Kosten des armen Nachfolgers lustig machen. —

*

Es war in dem kalten und verspäteten Frühling 1906. Gellerstedt und seine Frau waren nach Paris gefahren. Sie hatten dort ein paar Wochen verlebt, und nun, anfangs Juni, befanden sie sich auf der Heimreise. Und schlechter Laune war er. Mit nichts dort draußen war er zufrieden gewesen. Er hatte sich über alles geärgert, über Toiletten wie über Gesichter, über Blumenbeete wie über Kunstwerke. Die ganze Reise, insoweit sie ein Vergnügen sein sollte, war mißlungen.

Er wollte es nicht gerade heraus sagen, aber die Mißstimmung kam vielleicht hauptsächlich daher, daß es ihn verdroß, Mai und Juni von seinem Gärtchen ferne zu sein.

Im Lauf all der Jahre hatte wohl vieles andere an Interesse verloren, die Liebe für die Blumen und Vögel aber hatte sich nur vertieft. Und gerade zu der Jahreszeit wegreisen zu müssen, wo sie ihm die meiste Freude machten, das hatte er nicht mit Geduld tragen können.

Ganz Paris war nicht einen Tag im „Sommerhäusel" wert!

Aber was für eine Freude hatte er davon, heuer hin zu kommen? Das Feuer der Tulpen war erloschen, der Schnee der Apfelblüten befleckt, der Balsam des Flieders vom Winde verweht.

Nun war er endlich auf dem Heimweg. Er wird von der Sehnsucht vorwärts gejagt, ohne doch viel zu erhoffen. Er läßt sich weder in Kopenhagen noch in Lund aufhalten. Erst als er vor dem Zentralbahnhof in Stockholm steht, atmet er ein wenig auf. Es sieht ja aus, als wäre der Frühling hier daheim noch nicht so ganz vorbei, obgleich man schon den 10. Juni schreibt.

Ohne Aufenthalt wandern er und seine Frau zum Dampfschiff hinunter, um zum Sommerhäusel hinauszufahren.

Da erwartet sie eine große Überraschung. Nichts ist verblüht — im Gegenteil. Gleich hinter dem Gitter steht der große Fliederbaum „Ludwig Späth" so beladen mit dunkellila Blütentrauben, daß er sich zu Boden neigt. Und drinnen im Garten blüht der persische Flieder sich schier zu Tode, die Fackeln der Tulpen leuchten in den Beeten, die Apfelblüten liegen wie ein dünner Schleier über den Bäumen, die Bellis strahlt auf den Kieswegen, das Gras leuchtet hellgrün, der Klee errötet. Alles ist auf einmal gekommen, ohne Ordnung, wie es manchmal sein kann, wenn der Frühling sich verspätet hat.

Es ist schon der Mühe wert, eine Pariser Reise zu machen, um zu solch einer Blütenfreude und Blütenpracht heimzukommen. Mißstimmung und Alter ist vergessen, als er umhergeht und das ganze lächelnde Reich inspiziert. Die Stockrosen haben sich so ziemlich gehalten, im Johannisbeerstrauch ist ein Vogelnest, die Klematisranke hat wieder einmal die Beschwerden des Winters überlebt, der weiße Riesenrosenstock verspricht ebenso reich zu blühen wie im vergangenen Jahr.

Mir ist es so ergangen, daß von allem, was Gellerstedt geschrieben hat, diese Heimkehr zu dem blühenden Sommersitz sich meiner Erinnerung am tiefsten eingeprägt hat. Vielleicht, daß andere dieselbe Erfahrung gemacht haben.

Man muß daran denken, daß er ein siebzigjähriger Mann war, als dies sich zutrug, und daß seine Naturanbetung ebenso warm war wie nur je.

Man beginnt zu verstehen, daß nichts Zufälliges darin liegt, wenn er so vieles aus seinem Leben stumm übergeht. Er spricht und dichtet nur von dem, was seine höchste Liebe besessen hat. Nicht die Wechselfälle des Menschenlebens, sondern die der Natur haben ihn gefesselt. Ihr Reichtum oder ihre Armut, ihre Gaben, ihre Rätsel haben sein Herz in Schwingung versetzt.

Man blättere nur ein wenig in seiner Dichtung! Er spricht vom Rotschwanz, von der Lerche, der Bastard-Nachtigall; mindestens ein halbes Hundert sei-

ner kleinen Gedichte ist verschiedenen Arten von Vögeln gewidmet. Blumen und Bäume haben noch mehr erhalten; wohin man blickt, begegnen einem die Bilder aus der Welt der Natur. Er besingt das Wasser in all seinen Erscheinungsformen, als Meer wie als Tautropfen. Er besingt das Licht, wie es uns von der heiteren Frühlingssonne entgegenströmt und vom bleichen Herbstmond.

Das Menschenleben ist nicht ganz und gar vergessen, aber welch verhältnismäßig geringer Teil fällt doch auf sein Los! Da sind vor allem Stens zehn kleine Lieder, einige Liebesgedichte an seine Frau, einige Gelegenheitsverse an Freunde und Bekannte, einige kleine Lieder von verschiedenem Inhalt.

Und man kann die Beobachtung machen, daß die Menschen, über die er spricht, meist etwas mit seiner großen Liebe zu tun haben. Es sind Gärtner, Rosenzüchter, Vogelkenner.

Andererseits vergißt er ja uns arme Menschen nicht ganz und gar, wenn er seine Lieblinge in der freien Natur besingt. Er hat etwas von einem pflanzenkundigen Arzt, der die Kräuter des Bodens sammelt, um heilende Salben und gesundheitsbringende Tränklein daraus zu bereiten. Aus jeder kleinen Blume weiß er eine Lehre zur Labung für kranke und ängstliche Menschengemüter zu pressen.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß er der Welt der Natur bei weitem den Vorzug vor der der Menschen gab, er fand sie gerechter, weiser und schöner.

13*

Und sie belohnte ihn herrlich für all seine Liebe. Da sein Reich nicht von derselben Welt war wie das aller anderen, konnte er so wundersam geschützt und verehrt seine Wege gehen ohne Neider und Verleumder. Die jagende Unruhe vor der Zukunft konnte nie Wurzel bei Einem schlagen, der seine größte Ehre darein setzte, wenn es ihm gelang, eine Rose zu pfropfen. Hoheit und Glanz vermochte ein Herz nicht zu blenden, das es sich als das schönste Los erträumte, einmal als gelbgefiederter Sänger hieher zurückzukehren und sein Nest in der Krone eines reichblühenden, dichtbelaubten Rosenstocks zu bauen.

Aber es ist vielleicht unrecht, zu starke Worte zu gebrauchen. Es währte nicht lange, so zeigte es sich, wer doch die größte Macht über Gellerstedt hatte, wer im tiefsten Innern seines Herzens wohnte.

In „Alte Weisen" steht ein kleines Gedicht, das „Nur du!" heißt, und das lautet so:

Gält es über sanfte Wellen
Heiter nur dahin zu gleiten,
Wollt' ich manchem Frohgesellen
Platz in meinem Kahn bereiten.

Doch auf wilden Stromesschnellen
Kannst nur Du das Boot geleiten,
Wie auch Gott die Fahrt mag stellen,
Du bleibst treu an meiner Seiten.

Das war zu seiner Frau gesagt, und es war im Ernst gesagt.

Wie ernst es gemeint war, wußte vielleicht weder

er noch sie, bis die Stunde kam, wo sie scheiden mußten.

Es war im Jahre 1912, als Gellerstedt seine getreue alte Lebensgefährtin verlor, und seither konnte er sich im Leben nicht zurechtfinden. Rosen und Vöglein waren noch da, die Sonne glitzerte wie früher auf den Wellen der Salzsee vor dem „Sommerhäusel", aber er konnte nicht dieselbe Freude an all dem empfinden. Der Tag wurde lang und freudlos, die Arbeit schwer und quälend. Es war keine Widerstandskraft mehr in ihm gegen Altersschwäche und Krankheit, und als der Tod kam, am 7. April 1914, da war er froh, über die dunklen Pfade von hinnen zu wandern, auf denen er hoffen konnte, mit der Vermißten wieder vereinigt zu werden.

Die Himmelstreppe

(Rede in der schwedischen Akademie am 20. Dezember 1920.)

In dem Jahre, das vergangen ist, seit wir uns zum letzten Male um den langen Tisch im Börsesaal versammelten, ist uns der Schmerz, ein Mitglied unserer Akademie zu verlieren, erspart geblieben, und es mag daher scheinen, als müßte unsere heutige Zusammenkunft nicht wie so oft zuvor ausschließlich der Feier des Andenkens eines Verstorbenen gewidmet sein. Aber wenn auch die Sichel des Sensenmanns nicht über unserem Acker aufblitzte, so wissen wir doch, daß sie andere Felder verheert hat, und gerne möchte ich für einige kurze Augenblicke eure Gedanken einer köstlichen Blume zuwenden, die geknickt ward, einer schimmernden Edellilie, die nicht mehr im Lustgarten leuchtet.

Ich will euch erzählen, wie sie sich mir gezeigt hat und wo ich sie leben und blühen gesehen. Darum: lasset uns nun von allem absehen, was wir jetzt vor unsern Augen haben, und lasset euch bedünken, ihr stündet mit mir auf einem der Marktplätze dieser Welt, Handel und Feilschen rings um uns auf allen Seiten.

Mitten auf dem Marktplatze aus dem dichten Ge-

wühl von Buden und Ständen erhebt sich eine hohe Treppe. Sie führt über mächtige Wölbungen zu einem Tempel hinan, der auf schwindelndsteiler Höhe erbaut ist. Aber der Tempel liegt so hoch oben, zwischen Nebel und Wolken, daß kaum mehr davon sichtbar wird als das geschmückte Portal, von dem ein so klares Licht ausstrahlt, daß man glauben könnte, es führte in Gottes Himmelreich hinein.

Rings auf dem Markte gehen die Menschen in ihrem Streben und ihrer Arbeit, aber die hohe Treppe hinan sehen wir niemand wandern. Einigen scheint sie wohl zu mühselig, und andere fürchten, schwindlig zu werden und zu fallen, wenn sie die erschreckende Höhe erreichen wollten. Ja, da sind ihrer auch viele, die die Treppe gar nicht bemerken, obwohl sie sich mitten unter ihnen erhebt und die Stufen breit und aus dem weißesten Marmelstein sind.

Während wir so stehen und über die gewaltige Tempeltreppe staunen, sieh da, da kommt eine junge Frau zwischen den Reihen von Buden und Ständen herangewandert. Sie geht da in wallenden, pelzverbrämten Kleidern, und sie sieht aus wie eine, die Herrin in einem großen Hause ist. Sie ist mit Mann und Kindern und Gesinde auf den Markt gekommen, um ihre Einkäufe zu machen und für den Unterhalt und das Behagen der Ihren zu sorgen, wie es einer umsichtigen Hausfrau ansteht.

Sie ist eine von jenen, die die Treppe sehen, und ihre Blicke eilen empor bis zur Tempelpforte, aus der

das blendende Licht strahlt. Einen Augenblick biegt sie zur Treppe ab, so als wollte sie sie emporeilen, aber dann denkt sie wohl daran, wieviel sie noch unten auf dem Markte zu bestellen hat, und hält inne.

Sie geht dann, den Schlüsselbund am Gürtel und den Geldbeutel in der Hand, sie macht ihre Einkäufe mit Klugheit und Sorgfalt, und wie sie so von Stand zu Stand geht, loben sie die Marktleute, weil sie versteht, was sie tut, und weiß, was sie will, und klaren Bescheid gibt. Und ihre Diener stimmen in das Lob der jungen Herrin ein und sagen, daß in ihrem Hause Ordnung und Behagen herrschen und gute friedvolle Tage.

Wenn nun eure Augen ihr folgen, während sie die Körbe ihrer Diener mit Lebensmitteln füllt und die Kinder unter den Schätzen der Spielzeughändler wählen läßt, dann wundert ihr euch sicherlich, daß ihre Blicke so oft zur Mitte des Marktes schweifen, zu der hohen Marmortreppe, und daß in ihnen ein so inbrünstiger Wunsch zu lesen ist, sie zu ersteigen. Denn ihr könnet nicht umhin zu bemerken, daß sie eine von jenen ist, die sich in dieser Welt gut zurechtfinden.

Sie steht noch bei den Buden, wo man die Notdurft des Lebens feilbietet, als es uns bedünken will, daß sich auf den untersten Stufen der Treppe etwas zu regen beginnt.

Es ist etwas, das ihre Gestalt und ihr Aussehen hat, aber zugleich ist es wie ein durchsichtiger Nebel. Wir können doch nicht glauben, daß das, was wir sehen,

etwas mit der jungen Frau zu tun hat, denn sie geht in aller Seelenruhe mit den Ihren über den Markt.

Sie ist jetzt zu den Ständen der Blumenhändler gekommen, die dicht nebeneinander stehen, eine lange Zeile.

Bei ihnen gibt es Blumen in Hülle und Fülle, aus Treibhäusern wie aus Lustgärten, und die Augen der jungen Frau leuchten bei ihrem Anblick auf. Aber wenn sie Blumen sieht, die schlecht gepflegt sind, dann kann sie sich nicht zufrieden geben, sondern sie bleibt stehen und befiehlt, daß die Rose, die in der Sonnenhitze verschmachtet, in den Schatten gestellt werde; und für ein Büschel abgeschnittener Veilchen, die auf den Ladentisch hingeworfen sind, läßt sie eine Schale Wasser holen. Aber von den wilden Blumen eines alten Weibleins kauft sie einen ganzen Arm voll, um zu zeigen, daß sie in ihren Augen denselben Wert haben, wie die gezüchteten. Und sie nimmt die wilden Blumen in die Hand und ruft ihre Kinder und sagt ihnen, hier seien einige, die mit den schönsten Namen geschmückt wurden, die die Menschen nur ausfindig machen konnten, und da seien andere, über die heilige Sagen gedichtet wurden, und wieder andere hätten als Heilmittel gedient, und einige hätten Liebesbotschaft zwischen Liebenden getragen, und andere wieder seien Treue- und Erinnerungsblumen.

Wir merken, daß ihr Herz sich hier heimisch fühlt. Wenn sie ihre Hand auf eine abgeschnittene Blume legt, scheint sie zu neuem Leben zu erwachen.

Wenn wir sie unter den Blumen sehen, beginnen wir zu glauben, daß die Gestalt auf der Treppe nichts anderes ist, als eine Sinnestäuschung. Aber sieh da! Als wir die Augen in diese Richtung wenden, ist sie noch immer da. Doch sie wandelt sich und wechselt, so daß sie uns zuweilen ein gaukelnder Sonnenstrahl scheint, zuweilen möchte man glauben, es sei der holdeste Schmetterling, der mit lilienweißen Flügeln über die Stufen flattert.

Wieder folgen wir der Wanderung der jungen Frau über den Marktplatz dieser Welt. Wir sehen sie in die Zelte der Spielenden und Wetteifernden treten und sehen, wie sie da alle Feierlichkeit fahren läßt und an den Übungen und Spielen teilzunehmen beginnt. Sie ist jung und gesund, ihr Lachen klingt sorglos, wie das keiner anderen, die Augen blitzen vor Mut, die Stimme befiehlt. Selten haben wir jemand sich mit solchem Eifer und solcher Lust Spiel und Wettkampf hingeben sehen.

Aber auch währenddessen gleitet ihr Blick zu der großen Treppe hin. Und wir verstehen, daß, was sich dort bewegt, und bald wie ein Sonnenstrahl ist, bald wie ein Schmetterling, bald wie ein bleiches Nebelbild, ihre Seele sein muß, die auf einer Schlafwanderung die hohe Himmelstreppe hinan begriffen ist. Und ohne recht zu wissen warum, beginnen wir uns zu ängstigen, wir wissen nicht, was für ein Ende diese Wanderung nehmen wird.

Aber dort unten auf dem Marktplatz dieser Welt

sehen wir, wie die junge Frau zuweilen Kindern begegnet, die hohle Wangen haben, und Körperchen, die in Auszehrung welken. Sie bleibt unter ihnen stehen, wie sie unter den Blumen stehen blieb, und sie öffnet ihnen ihre Arme, und sie gönnt sich keine Ruhe, bis sie sie zu dem Zelt der Ärzte und der Kräuterkundigen gebracht hat, damit sie gepflegt und geheilt werden.

Wir sehen sie auch in die Flitterbuden treten und in die Zelte der Lustbarkeiten. Dort folgen ihr viele Blicke, und viele Huldigungen werden ihr dargebracht, weil sie schön und von hohem Stamme ist. Aber nie sehen wir sie so ernst, wie unter Tand und Eitelkeit, nie strahlen ihre Augen so froh, als wenn sie dem Ernst und der Wirklichkeit begegnet.

Was sie auch vornehmen mag, immer bewegt sich dies, das ihr Gleichnis und Ebenbild ist, die hohe Treppe empor, die zum Tempel auf dem Himmelsberg führt. Es strebt der Höhe zu, beharrlich und ohne Zögern, obwohl wir sehen können, daß es vor der schwindelnden Höhe und der nie aufhörenden Reihe von glatten Marmorsteinen zurückbebt.

Aber während wir so der Wanderung der jungen Frau auf dem Markte und über die Treppe folgen, bricht auf dem Marktplatz dieser Welt ein großer Tumult und eine heftige Verwirrung aus. Die Verkäufer schlagen ihre Stände zu, und die Schaubudenbesitzer reißen ihre Zeltpfähle heraus. Die Kirchenglocken entsenden ihr warnendes Dröhnen, und

Flüchtlinge eilen vorbei mit ihrem Hab und Gut. Überall ruft man, daß der Krieg gekommen ist und daß die Flamme seines verheerenden Brandes schon am Horizonte leuchtet.

Da erwarten wir, daß auch die junge Frau vor der Gefahr weg in ihr Haus eilen wird. Aber sie steht ganz still und blickt einer Schar Krieger nach, die fortgeeilt sind, um ihr Land zu schützen und zu schirmen. Unter ihnen sind viele, die so arm sind, daß sie nicht Kleider genug haben, um ihren Körper vor Regen und Sturm zu schützen. Und während sie sie betrachtet, wird ihr Antlitz bleich, und ihre Augen beginnen zu schimmern.

Und plötzlich tritt sie auf den Markt vor, um die Barmherzigkeit der Menschen anzurufen. Sie unterdrückt ihre Schüchternheit, um für jene, die wachen und hüten müssen, Gaben zu erbetteln, damit sie nicht untergehen, während sie ihrem Lande dienen.

Aber während sie so zu bitten und zu flehen beginnt, steigt ihr Ebenbild auf der Treppe mit neuer Leichtigkeit und Zuversicht immer schwindelnderen Höhen zu.

Dort unten auf dem Marktplatz dieser Welt ziehen noch elendere Wesen an ihr vorbei. Da kommen jene, die an den Schlachten teilgenommen haben und gefangengenommen und in fremde Länder weggeschleppt werden, mit verwundetem, notleidendem Körper, gequälter und verzweifelter Seele.

Und wir sehen, wie ihre Augen sich bei dem An

blick mit Tränen füllen. Sie nimmt ihren Mut zusammen und ruft ihnen zu, daß sie tun will, was sie vermag, um ihnen zu Hilfe zu kommen.

Und um ihretwillen macht sie sich gleichsam zu einer Verkäuferin auf dem Marktplatz dieser Welt und bietet die Arbeiten der armen Gefangenen aus, damit sie ihnen senden kann, was sie an Kleidern und Nahrung, an Schuhwerk und Arzneimitteln brauchen.

Während sie so für die in Feindeshand Gefallenen verkauft und sammelt, sieh, da eilt ihr Ebenbild wie mit beflügelten Schritten die Treppe empor, so daß wir rufen und warnen möchten: „Merkt denn niemand, daß die Seele dieser Frau auf dem Wege zum Tempel auf dem Himmelsberge ist? Haben die, die sie lieben, keine Furcht, sie zu verlieren?"

Wieder begegnet sie einer Schar Frauen, die die Hände in Verzweiflung ringen und deren Augen vor Sehnsucht brennen. Das sind solche, die Schwestern oder Frauen oder Mütter oder Bräute von Männern sind, die der Krieg verschlungen hat, und die nichts von denen wissen, die sie geliebt haben.

Und da sehen wir, wie die junge Frau sich an den Tisch des Schreibers setzt und wie sie die Helferin und Erleuchterin der armen Frauen wird. Zu gleicher Zeit schreitet ihr Ebenbild der obersten Höhe der Treppe so ruhig und sicher zu, wie eine Königin über die Schwelle ihres Schlosses wandert.

Aber dort unten auf dem Marktplatz dieser Welt haben immer mehr Kunde erhalten von ihrer Macht

zu helfen und ihrer Willigkeit beizuspringen, und all die Blinden, die früher auf dem Markte bettelten, versammeln sich um sie. „Wir sind die Gefangenen der Dunkelheit," rufen sie ihr zu, „denke auch an uns in unserem Elend."

Sie hört ihre Bitte, und sie hilft ihnen; und während sie für sie sammelt und verkauft, da kommt die Gestalt auf der Treppe dem Tempel auf dem Himmelsberge so nahe, daß der Schimmer aus dem Tore sich über sie ergießt wie ein Mantel und über ihrem Haupte strahlt, wie eine Sternenkrone.

Nun beginnt ihr Körper, der noch auf dem Marktplatz dieser Welt wandert, von Krankheit zu ermatten, und man führt ihr Ärzte zu, aber keiner vermag sie zu heilen, weil ihre Seele die Treppe zum Himmelsberg hinangestiegen ist und sich danach sehnt, im Lichte zu verschwinden.

Auch fühlt sie kein Erbarmen mit ihrem Körper, sondern verschmäht es, ihn zu schonen. Sie läßt ihn untergehen, gleichsam auf daß er sie nicht behindere und im Irdischen zurückhalte.

Und ein Tag kommt, da ist ihre Seele so nahe dem Ziel, daß sie ihre Sehnsucht nicht mehr bezwingen kann. Da reißt sie sich mit einem kurzen Kampf von allem los, das bindet, und wir sehen sie über die Tempelschwelle eilen und durch das strahlende Portal in Gottes Herrlichkeit hineingleiten.

Aber als dies geschehen ist, kommt große Trauer über alle, die da auf dem Marktplatz dieser Welt Handel

und Wandel treiben. Sie senken ihre Freudenfahnen und halten inne mit ihren Spielen. Sie lassen ihre Schalmeien verstummen und hüllen sich in Trauerflöre.

Wo einer einem anderen begegnet, da drücken sie sich die Hände und flüstern, daß die Menschen auf diesem Marktplatz nun die verloren haben, die ihre Augenweide und Sonne war, nun ist sie dahin, sie, die ihre Stütze und ihr Trost gewesen.

In der Zeile der Blumenhändler geht ein Mann mit einem Büschel Lilien in der Hand. Er ruft und sagt, daß das ihre Lieblingsblumen waren, und um ihretwillen hat er sie aus fremden Landen heimgebracht. Es ist eine so schwere Enttäuschung für ihn, daß er ihre Augen nicht mehr mit diesem Anblick erfreuen konnte.

Mitten in der Volksmenge steht ein junger Mann, der blind ist. „Ich fand den Weg in ihr Haus," sagte er, „und sie ermunterte mich, und ihr zuliebe arbeitete ich mehr als ein Sehender. Nun habe ich meinen Meisterbrief bekommen, aber welche Freude kann mir dies machen, wenn ich ihn ihr nicht mehr zu Füßen legen kann?"

Vom Lande kommt eine arme Wanderin. Sie bleibt stehen und fragt, warum alle so betrübt sind, und als sie es erfährt, bricht auch sie in Tränen aus. „Ich war ja in die Stadt gekommen, um ihr zu zeigen, was aus dem Garn geworden ist, das sie mir geschickt hat," sagt sie. „Aber wer soll sich nun an meiner Arbeit freuen?"

„Warum mußte sie uns verlassen?" klagt einer. „Wer war glücklicher als sie? Sie hätte uns das Geheimnis des Glücks gelehrt."

„Warum mußte sie uns verlassen?" ruft ein anderer. „Wer war klüger als sie? Sie hätte uns gelehrt, den rechten Weg zu gehen."

„Warum mußte sie uns verlassen?" so ertönt es von allen Seiten. „Wer war gewissenhafter als sie? Sie hätte uns gelehrt, unsere Pflichten als unsere besten Freunde zu betrachten."

„Wer war fröhlicher, wer war fleißiger, wer war fähiger? Warum mußte sie uns verlassen?"

Nie gab es noch einen so großen Aufruhr gegen den Tod. Nie waren Menschen so von der bitteren Gewißheit erfüllt, daß sie ihr Höchstes verloren hatten.

Während der Schmerz am größten ist, kommen all die alten Klageweiber, die sonst über die Dahingegangenen zu jammern pflegen, über den Markt gezogen. Aber sie wandern nicht zu der Bahre der Toten im Trauerhause, sondern sie lagern sich zu Füßen der hohen Himmelstreppe in der Mitte des Marktes.

Und sie erheben ihre Stimmen nicht zur Klage, sondern sie beginnen die junge Frau zu preisen und ihr lobzusingen, ob ihrer glückhaften Wanderung den steilen Berg hinan.

„Selig bist du," rufen sie, „weil du das Geheimnis dieser Treppe ergründet hast. Selig bist du, weil du auf ihr den Himmelsberg erklommen hast."

Die Menschen auf dem Marktplatz sind von all dem,

was sie gehört, und all dem, was sie selbst erfahren haben, von glühender Liebe zu der Entschwundenen entflammt worden. Sie gehen umher, in Trauer, wie Kinder, die ihre Mutter verloren haben.

„Wo ist sie?" sagen sie. „Wo können wir sie finden?" Da sehen sie die Klagefrauen zu Füßen der Treppe, und hören, wie sie ihre Stimmen erheben, zu Preis und Lobgesang.

„Selig bist du, die du den rechten Weg gefunden, den einzigen, der in das Licht und die Herrlichkeit führt."

Als die Menschen dies hören, nähern sie sich der Treppe und schicken sich an, sie zu besteigen, denn sie wollen die Entrissene finden, und wie könnten sie sie erreichen, wenn sie ihr nicht auf dem Wege folgen, den sie gewandert ist?

Die alten Klagefrauen ziehen einen Kreis um die Treppe. „Selig bist du, weil du auf den Pfaden der Erde wandeltest und heimisch warst in dieser Welt," rufen sie. Preis dir, daß du dich an der Schönheit des Erdenlebens freutest, an seinem Reichtum und an seinen Pflichten. Heil dir, weil du alles Menschliche erfassen konntest, das Niedrige erhöhen, das Gesunkene aufrichten."

Die Menschen drängen sich immer näher an die Treppe, aber die Klagefrauen fahren fort zu rufen:

„Preis dir, weil du das Geheimnis dieser Treppe kanntest! Heil dir, daß du nie versuchtest, sie mit deinem Fuße zu besteigen! Denn alle, die dies ver-

sucht haben, sie sind auf dem Marmor ausgeglitten oder im Emporsteigen ermattet."

„Selig bist du, weil du wußtest, für die Wanderung auf dem Marktplatz dieser Welt ist der Mensch geschaffen. Nur die Sehnsucht seiner Seele kann über diese Treppe empor zum Himmel senden."

Werke von Selma Lagerlöf

Jerusalem I (In Darlarne) Roman	22. Tausend
Jerusalem II (Im heiligen Lande) Roman	18. Tausend
Gösta Berling Roman	25. Tausend
Eine Herrenhofsage Roman	12. Tausend
Die Wunder des Antichrist Roman	10. Tausend
Herrn Arnes Schatz Erzählung	6. Tausend
Christuslegenden	30. Tausend
Die Königinnen von Kungahälla Erzählungen	8. Tausend
Unsichtbare Bande Erzählungen	4. Tausend
Legenden und Erzählungen	6. Tausend
Die sieben Todsünden (Ausgewählte Legenden und Erzählungen)	18. Tausend
Ein Stück Lebensgeschichte Erzählungen	12. Tausend
Liljecronas Heimat Roman	17. Tausend
Der Fuhrmann des Todes Erzählung	10. Tausend
Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. Volksausgabe in zwei Bänden	18. Tausend
Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen. Illustrierte Ausgabe in einem Band. Illustriert von Wilhelm Schulz	15. Tausend
Jans Heimweh Roman	22. Tausend
Trolle und Menschen Erzählungen	7. Tausend
Die schönsten Geschichten Ausgewählt und eingeleitet von Walter von Molo	45. Tausend
Selma Lagerlöf und Berndt Fredgren: Das Mädchen vom Moorhof Schauspiel nach Selma Lagerlöfs Novelle	
Das heilige Leben Roman	25. Tausend
Zacharias Topelius. Eine Lebensgeschichte	5. Tausend

Albert Langen, Verlag, München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einbände von E. A. Enders in Leipzig